Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift

für

Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von

M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 23. Juni 1885. Nr. 25.

Mein Landhaus.

Humoristische Skizze, frei nach G. Moynet.

(Original-Uebersetzung aus dem Französischen.) Nachdruck verboten.

Durch Verfälschung von Kunstbutter ist es mir endlich gelungen, auf die ehrlichste Weise von der Welt ein Vermögen zu erwerben. Nun konnte ich auch den Traum meines Lebens verwirklichen: ich habe mir ein Landhaus geschenkt.

Ich bin stets ein leidenschaftlicher Verehrer der Natur gewesen. Ach, die Natur! Man sage was man will: die Natur erhebt unsere Seele. Nur kommt mir nicht mit diesen sogenannten pittoresken Punkten, mit diesen mehr oder weniger romantischen Landschaften! In Wirklichkeit sind das ja doch nur Brutstätten für Schnupfen, Rheumatismus, Podagra. O, ich kenne den Zauber! Die Natur, deren ich bedarf, nach der mein Herz sich sehnt, ist die ruhige, stille Natur, ich möchte sagen: die gut bürgerliche Natur!

So zum Beispiel hasse ich die Berge. Die Berge! Mein Gott, das hält ja nur auf, das absorbiert die Luft, man erstickt, man muß hinauf- und herunterklettern, was unmenschlich mühsam und ermüdend ist. Dergleichen ist doch keine Erholung?

Nein, keine Berge!

Das Wasser — nun ja, das ist wohl unter Umständen sehr hübsch, reizend sogar. Seen, Flüsse, Bäche, in Liedern geschickt besungen, nehmen sich allerliebst aus. In Wahrheit aber ist Wasser doch das Feuchteste, was man finden kann. Ich mag die Feuchtigkeit nicht, sie ist der Ruin der Gesundheit. Darum lieber kein Wasser!

Bäume? Ich kanns nicht leugnen, Bäume sind herrlich, machen einen poetischen Eindruck — auf gut gemalten Bildern. Im gewöhnlichen Leben ist das ganz anders. Geht mir mit den natürlichen Bäumen! Das steckt voll Insekten, voll Gewürm, das beißt und sticht, das ist unangenehm, ekelhaft. Man ist nie sicher. Zudem geben die Bäume Schatten, Schatten aber gibt Feuchtigkeit, sehr viel Feuchtigkeit sogar. Höchst ungesund also.

Nein, lieber keine Bäume!

Ein hübscher Grasboden möchte am Ende noch angehen. Hat jedoch auch sein Bedenkliches. Eigentlich weiß man ja nie was darunter steckt, worauf man eigentlich tritt.

Nun können Sie sich wohl meine ländliche Besitzung ungefähr vorstellen, lieber Freund, nicht wahr? — Keine Berge, kein Wasser, keine Bäume, aber Luft, mein Lieber, Luft und überall Luft!

Sie bilden sich wohl ein, das sei ein trübseliger Aufenthalt? Weit gefehlt! Zur Rechten habe ich ein Walzwerk, zur Linken eine Manufaktur, gegenüber eine Fabrik und zwar eine Düngerfabrik; nichts besseres für die Gesundheit, sage ich Ihnen! . . . .

Alle Samstag Abend zum Beispiel findet die Auszahlung der Arbeiter statt. Es sind deren viele Hunderte. Das singt und gröhlt und prügelt sich die ganze Nacht hindurch, und ist von einer Heiterkeit, daß es ein wahres Vergnügen ist! . . . . Ohne der Eisenbahn zu gedenken, die ja gerade hinter meinem Hause vorbeiführt. Dreihundert siebzehn Züge, die da alle vierundzwanzig Stunden vorüber rasseln . . . . Ich sage Ihnen, man hat gar keine Zeit sich zu langweilen.

Es hat mich ein schön Stück Geld gekostet, ja, aber ich bereue es durchaus nicht. Mein Garten ist zwar ein wenig klein, der Boden dafür vorzüglich. Fett, sehr fett, ein bischen zu fett vielleicht. Man mag darauf säen und pflanzen was man will, er verschlingt alles. So hatte ich zum Beispiel Reben gepflanzt, um Trauben . . . . wollte sagen: die Phylloxera zu ernten. Es wäre mir sehr erwünscht gewesen, meiner Frau endlich einmal zeigen zu können, wie dies berühmte Vieh beschaffen ist. Nicht einmal die Phylloxera hat sich in dies Erdreich gewagt, oder wenn sie es doch gethan, ist sie mit samt den Reben wieder krepiert, bevor sie ordentlich aus dem Boden gekommen.

Um mich ein für allemal diesen Aufregungen zu entziehen, habe ich meinen Garten asphaltieren lassen und für mehrere tausend Francs Kattusse und Aloes gekauft . . . . aus lackiertem Zink nämlich, und das giebt meinem Besitztum ein ganz eigenartiges exotisches Gepräge. Man braucht nur mit dem Federwisch drüber zu fahren und alles steht im leuchtendsten Grün!

Die einzige Unannehmlichkeit sind die Besuche. Da heißt es bei den Freunden in Paris alle Augenblick: — Ach, Sie haben ein Landhaus, da müssen wir ja kommen und Sie besuchen! An den Sonntagen kommen sie dann auch angezogen, in ganzen Karavanen, mit einer Schaar Kinder natürlich. Aber wir sind schlauer als sie! Wir verschanzen uns. Gitterthor, Thüren, Fensterladen, alles wird fest verschlossen, der Hund so untergebracht, daß er sich nicht rührt — und dann macht es uns einen Heidenspaß, von unserem Versteck aus zu sehen, wie sie stundenlang an der Glocke zerren, und in wütende Exklamationen ausbrechen.

Endlich, der unfruchtbaren Anstrengungen müde, entschließen sie sich, von dannen zu ziehen, um sich in den umliegenden Restaurants den Magen füllen und den Beutel leeren zu lassen. Wie verdammte Seelen irren sie noch den ganzen Tag in der Gegend umher. Wir fahren fort sie zu beobachten; denn alle Augenblick kommen sie zurück, erschöpft, mit Staub bedeckt, um sich von Neuem an die Glocke zu hängen.

Abends spät, nach Abfahrt des letzten Zuges endlich, wagen wir dann wieder aufzuatmen, ein Lebenszeichen von uns zu geben. Uebrigens sind wir auch darin vorsichtiger geworden, denn letzthin passierte es, daß eine Bande von diesen Dummköpfen den Zug verfehlte und uns gerade zurück kam, als wir eben die Nase zum Haus hinaus steckten. Denken Sie sich den Zustand, sie waren ihrer siebzehn und wir mußten sie wohl oder übel übernacht beherbergen!

Ich begreife, daß die Gegend sie anzieht, denn sie verschönert sich von Tag zu Tag. Nichts als Neubauten, auf allen Seiten schießen sechsstöckige Häuser in die Höhe. Wahre Paläste, sag' ich Ihnen. Die Straßen sind voller Kutschen, Lastwagen, Tramways — kurz, ein Leben, eine Bewegung! . . . . . Gleich meiner Thür gegenüber hat sich jetzt ein permanenter Jahrmarkt etabliert. Da gibt es Carousels, Schießbuden, Musik . . . Ein Jubilieren ohn' Ende.

An einer Diebsbande, aus echten Räubern bestehend, fehlt es uns ebenfalls nicht. Die rauben und morden ohne Unterlaß. Jeden Morgen gibt es eine Neuigkeit, die uns für einen ganzen Tag Unterhaltung und Gesprächsstoff liefert.

Sie begreifen, lieber Freund, daß diese Schlingel wohl anderswo sich niederließen, wenn unsere Gegend nicht eine so reiche und gesegnete wäre. Ich kann mir nicht helfen, aber wenn ich so die Vorzüge und die landschaftlichen Reize derselben mir vorzähle, gerate ich immer in Wut über diese Dummköpfe von Vorfahren, die nicht auf die einfachste, gesundeste und natürlichste aller Ideen gekommen sind: Paris auf dem Lande zu erbauen.

Berliner Briefe.

Von Karl Bleibtreu.

III.

Zola und die Berliner Kritik.

Ich habe bereits angedeutet, daß es mir zu besonderem Vergnügen gereichen würde, die Berliner Tagespresse unter der Rubrik „Soziale Übel" einer näheren Beleuchtung zu unterziehen. Es ist mir nun die erwünschte Gelegenheit geboten, um an eklatanten und alle litterarischen Interessen der Zukunft berührenden Beispielen die Nichtigkeit der sogenannten „Kritik" in Berlin nachzuweisen. Zwei hervorstechende Typen dieser Spezies sind es, welche durch ihre zusammenfallenden Angriffe auf Zola und seine Bewunderer mich in dieser Hinsicht zu einigem Dank verpflichteten.

Herr A. Rosenberg, Feuilletonredakteur der „Post", erließ ein geharnischtes Pronunciamiento an hervorragender Stelle unter der fettgedruckten Überschrift „Der französische Naturalismus in der Deutschen Litteratur". Leicht wäre es mir, die stets nach persönlichen Invektiven schmeckenden Gallenergießungen des freundlichen Herrn in ähnlicher Form nachzuahmen. Da ich aber für Herrn Rosenberg als Kunsthistoriker ehrliche Achtung hege, so will ich seinen litterarischen Bajazzosprüngen gelassen und mit stillem Bedauern rein beobachtend gegenübertreten. Ich werde daher die markantesten Stellen seines famosen Artikels einfach als sachlicher Kommentator begleiten.

Da Herr R. in weitesten Kreisen rühmlichst unbekannt sein dürfte, so erwähne ich zu seiner Charakterisierung, daß er als einer der berüchtigsten „Verreißer" der Berliner Kritikasterie ein zweifelhaftes Renommee genießt und den Typus jener Preß-Mädchen für Alles repräsentiert, für die ich den Namen „Feuilleton-Scheerenschleifer" gefunden habe. Der richtige Scheerenschleifer (dessen Scheere der Parzen, in Nähe des dickbauchigen Kleistertopfes dräuend, den Lebensfaden so manches Schlachtopfers kürzt und im Übrigen ohne Erhitzung des sogenannten Gehirns mit kaltem Ausschnitt und Aufschnitt die Leser regalirt) kann Alles, weiß Alles und urteilt über Alles. Sobald ihm der Titel eines Buches und besonders der sei es befreundete, sei es befeindete Autorname ins Auge fällt, schreibt er eine Belobigung oder Verdammung in sechs lakonischen Zeilen. In seiner Art ein großer, ein beneidenswerter Mann.

Als spezielle Daten für unsern Freund Rosenberg sei noch angeführt, daß Höchstderselbe den „Christof Morlow" (worin bekanntlich der Journalisten-Typus Nash — zum Erschrecken ähnlich! — auf offener Bühne geprügelt wird) für Wildenbruch's allerverfehltestes Stück erklärte; daß er ferner Max Kretzer's spezieller Niederdonnerer ist und den „Alkibiades" sowie „Ehrenschulden" von Paul Heyse (ein berühmter und reicher Mann — natürlich!) in den siebenten Himmel erhob.

Herr Dr. Rosenberg hebt also an: „Wir haben erst vor einigen Tagen bemerkt, daß wir es uns zur Aufgabe gestellt haben, die moderne naturalistische Litteratur, wo und in welchem Gewande sie auch erscheine, energisch zu bekämpfen."

Wir — ja wohl! O pluralis maiestatis! Herr Rosenberg „kämpft" gegen Zola!! David und Goliath sind nichts dagegen.

„Es fehlt nicht an deutschen Schriftstellern, welche sich so weit erniedrigen, vor den Schmutzromanen eines Daudet, Zola, Maupassant als vor den höchsten Offenbarungen der zeitgenössischen Litteratur anbetend niederzuknien."

Der zahme Daudet und Zola in einem Atem — ein Pröbchen vom litterarischen Wissen des geschätzten Kritikers. „Neuerdings ist dieser widerliche Fetischdienst von einer Anzahl junger Leute, die meist zu der Kategorie der „verkannten Genies" gehören, in ein System gebracht worden." . . „Das Hauptorgan dieser Richtung erscheint unter dem Titel „Die Gesellschaft" in München. Als Herausgeber fungieren ein Herr Conrad und ein Herr Kirchbach, welcher von seinen naturalistischen Freunden als großer Dichter ausgerufen wird." Erstens ist Wolfgang Kirchbach nicht Herausgeber dieses Blattes. Zweitens ist es eine einfache Unverschämtheit, die Verfasser bekannter und anerkannter

Werke als „ein Herr soundso" anzuführen. Doch ein Mensch, für den der unsterbliche Zola „Schmutzromane" schreibt, weiß Derlei halt nicht besser. —

Jetzt kommt das „Magazin für Litteratur des In- und Auslandes" an die Reihe. Was allerdings die Bemerkungen über die Rezension betrifft, welche „ein Herr Paul Dobert" sich über „Germinal" geleistet hat, so dürfte Herr Rosenberg nicht so ganz im Unrecht sein. „Herr Dobert ist betrübt darüber, daß Zola „zur Lektüre für die „höheren Töchter" herabgesunken ist" und sagt zum Schluß seiner übrigens recht mittelmäßig und oberflächlich geschriebenen Besprechung: „Ein Realist von der Bedeutung Zolas sollte in so gesetzten Jahren keine Gedichte mehr schreiben!" Die Poesie ist also den Herren Naturalisten oder „Realisten", wie sie sich selbst gern nennen, ein Dorn im Auge!"

Warum wir diese Stelle wörtlich zitieren, wird später deutlich erhellen. Allerdings ist auch uns diese Dobert'sche Rezension gewissermaßen typisch erschienen. Eine junge Litteratengruppe hat sich aufgethan, welche geradezu geschaffen scheint, die berechtigte Verehrung Meister Zolas zu diskreditieren. Bei diesen Leuten scheint der Realismus gleichbedeutend mit „Unflätigkeit. Sie glauben das tief-dichterische Wesen des wahren Realismus erfaßt zu haben, sobald nur das Gemeine in der Natur ihrem Verständniß aufgegangen ist. Herr Dobert dürfte für den wenig respektvollen Ton, mit welchem er jetzt sein Idol Zola antastet, ernste Mißbilligung geerntet haben. Daß er sich unterfängt, gerade das bedeutendste und epochalste Werk des großen Mannes als einen Rückschritt zu bezeichnen, übersteigt wirklich unsere Vorstellung.

Herr Rosenberg geht nunmehr mit angestauter voller Dampfkraft gegen die neue Monatsschrift „Berliner Monatshefte" vor und überhäuft den Herausgeber Heinrich Hart in der ihm eigenen injuriösen Sprache mit groben Ausfällen. Endlich endet Herr R. folgendermaßen:

„Eine Anzahl von Mitarbeiter-Namen läßt übrigens darauf schließen, daß auch dieses Organ eine gastfreie Stätte für die Verkannten und Unverstandenen ist." In der That? Die vier mit Namen bezeichneten pièces de résistance des Journals rühren aus der Feder von Bulthaupt, Eduard v. Hartmann, Feodor Wehl und Karl Bleibtreu her; die lyrischen Gedichte sind von „Anerkannten" wie Wildenbruch, Hamerling, Kirchbach u. s. w. Wo also die „Verkannten und Unverstandenen" stecken mögen, ist uns unerfindlich.

„Unglücklicher hätte sich übrigens die neue Monatsschrift nicht einführen können, als mit dem Artikel „Fürst Bismarck und die Deutsche Litteratur". Der Verfasser, der klüglich anonym geblieben ist, hat die Stirn, den gewaltigen Kanzler, dem wir so viele Wohlthaten verdanken, mit — Cromwall zu vergleichen. Das haben selbst die verbissensten fortschrittlichen Blätter nicht gewagt. Diese Herabsetzung vaterländischen Heldentums paßt allerdings ganz in das System der Naturalisten, die unsere Litteratur mit Gewalt in den Schmutz französischer Sittenlosigkeit hinabzerren wollen."

Vor diesem Climax des ekelhaftesten Byzantinismus betrachtend zu verweilen, beliebt uns nicht. Also ein Vergleich mit dem erhabenen Lord-Protektor, „the greatest prince ever ruling in England," wie ein Berufenster (Macaulay) es ausdrückt; mit dem Manne, welchen Carlyle so richtig in seinem „On Hero-Worship" als Typus der Heldenform „als König" (d. h. als geborenen Herrscher) aufstellt; mit dem seltenen Genie, das seinem unvergleichlichen Feldherrntalent wie seiner noch staunenswerteren staatsmännischen Begabung unter unsäglichen Schwierigkeiten erst freien Spielraum erobern mußte; mit dem tiefen mystischen Denker, dem praktischen Idealisten und idealistischen Praktiker — ein solcher Vergleich ist eine Beleidigung des Fürsten Bismarck! Genug. Da der Artikel des Herrn Dr. Rosenberg ja überhaupt nichts Thatsächliches enthält, das einer ernsthaften Widerlegung bedürfte, sondern sich nur in allgemeinen persönlichen Ausfällen ergeht, — welche aber wie mir scheinen will, die Persönlichkeit, welcher sie eigentlich besonders zugedacht sind „klüglich verschweigen", — so schließe ich hier und gehe zu dem Artikel „Zolas neuster Roman" im Berliner Tageblatt über.

Der Verfasser, Fritz Mauthner, hat von mir eine achtungsvolle Aufnahme seiner kritischen Anschauungen von vornherein zu erwarten. Persönlich ist er mir so gut wie

unbekannt. Wenn ich ihm eine ernste Aufmerksamkeit entgegenbringe, so geschieht dies lediglich deswegen, weil ich vor allen Dingen den Eindruck gewann, Herr Mauthner urteile im Großen und Ganzen allein seiner Überzeugung gemäß, unbeirrt von allen äußeren Einflüssen. Das will heutzutage viel sagen. Rara avis! Außerdem unterscheidet er sich von seinen Rhadamanthys-Kollegen durch den erfreulichen Umstand, daß er, wenn auch nicht viel, doch wenigstens Einiges geleistet hat, während der richtige Feuilleton-Scheerenschleifer oder Rezensent überhaupt grundsätzlich nichts leistet: Es ist dies gleichsam eine unerläßliche Vorbedingung des Metiers.

Die Mauthner eigentümliche ehrliche Abneigung gegen Phrase und Heuchelei berührt wohlthuend gleich im Beginn seines Essays. Er bekennt nämlich, daß er bei jeder Besprechung eines neuen Zola-Buches etwas Seltsames erlebe: Seine unlitterarischen Bekannten erklärten ihm heuchlerisch ihre Zustimmung und läsen gierig weiter in den Büchern, in denen sie allein den Schmutz begreifen und deren glänzende Vorzüge sie kaum zu würdigen wissen; viele seiner Kollegen hingegen sagen ihm mündlich, schriftlich und wohl auch in ihren gedruckten Aufsätzen Fehde an. Dies scheine um so trauriger, „als hervorragende deutsche Schriftsteller mit mehr oder weniger Keckheit aus Zolas Schule zu schwatzen beginnen. Unter den Verehrern Zola's finden sich auch die Teutschesten der Deutschen, die sonst geneigt sind, jeden Hödur für einen Ausländer zu erklären und jeden Ausländer für einen Hödur zu halten. Die eifrigsten Wagnerianer sind zugleich Zolaisten, was mir nicht verwunderlich ist. Aber auch die kleine Schaar, sie mit einigem Recht in den Skandinaviern die Vorläufer oder die Vollender einer neuen germanischen Litteratur erblickt, nennt Ibsen und Zola in einem Atem . ."

Auf welche litterarischen Persönlichkeiten Berlins sich diese durchsichtigen Anspielungen beziehen, errät jeder Eingeweihte. Ich selbst möchte aber meinerseits Fritz Mauthner die Versicherung geben, daß ich das Hödur-Prinzip an sich durchaus nicht acceptiere und z. B. ihn stets für den unjüdischsten Kritiker Berlins gehalten habe. Denn er weiß das germanische Urprinzip der Wahrhaftigkeit und Mannhaftigkeit wohl zu vertreten.

In dieser neuesten Anti-Zola-Fanfare ist mir in einer Hinsicht alles sympathisch. Die ehrliche Bewunderung vor dem gewaltigen Können des Meisters hat Mauthner nie mit so rückhaltloser Wärme ausgedrückt und er gesteht wörtlich zu: „Germinal" erregt diese Bewunderung in ganz besonders hohem Maß. . . . Noch nie war Zola so modern und keines seiner Bücher hätte eine größere Anwartschaft auf vieljährigen Ruhm als dieses, wenn nicht wieder alles Herrliche und Mannhafte seiner ungeschwächten Kunst schließlich unterginge unter dem Morast seiner unflätigen Bilder."

Das Zugeständnis in obigen Zeilen rechne ich Mauthner um so höher an als in dem ebenso spärlichen wie albernen Besprechungen, (eine von Hans Herrig ausgenommen) die man bisher der gigantischen Schöpfung angedeihen ließ, sich der weniger aus absolutem Unverständnis als aus furchtsamer Unsicherheit erzeugte Zweifel bemerkbar machte, was man denn eigentlich zu diesem Absonderlichen sagen solle. Die Ahnung des Außerordentlichen dürfte doch wohl jedem normalen Gehirn aufdämmern. Aber das Außerordentliche sofort erkennen — das erfordert nicht nur Denkklarheit, sondern auch Mut. Oft treffen große Dichter, welche die Welt zu lange mit ihrem Ruhme ermüdet haben, gerade im Zenith ihrer Schöpfergaben ein ermattetes Verständnis des Publikums. Ich erinnere nur an die anfängliche Aufnahme von Byrons „Kain". Bekenne ich es nur offen, daß ich dem Zola-Kult bisher nur lau und mit Verklausulierung angehört habe! Bei uneingeschränkter Bewunderung des Künstlers nährte ich heimlich unehrerbietige Ansichten über den Dichter. Ich redete mir im Innern allerlei vor von „physischer Anatomie" Zolas, welcher man in Zukunft erst die eigentliche „psychische Anatomie" beigesellen müsse u. s. w.

Nun, ich habe mein Damaskus gefunden. Mit allesüberwältigender Kraft ist der Geist des Gewaltigen über mich gekommen; ehrfürchtig betrachte ich den Koloß, der sich erst jetzt zum ersten Mal in seiner vollen Größe der Welt offenbaret hat. Zola sans phrase! — Mit einem Wort, ich habe „Germinal" gelesen.

Ich habe das Buch zuerst bruchstückweise gelesen, kapitelweise, dann zum andern Mal auf einen Satz hintereinander in einem einsamen Coupé bei nächtlicher Fahrt von Berlin nach München; die nachtdurchbrausende Eisenbahn war mir gar treffliche Begleitmusik zu diesem Sturmlied eines Riesen, diesem Berserker-Päan der Vernichtung, der mit erschütternder Macht zum Himmel aufdröhnt, halb danteske Prophezeihung, halb dämonisches Jauchzen über dem unterganggeweihten morschen Jahrhundert.

Ja, ich habe dies größte Buch der Gegenwart zum dritten Mal gelesen, kühl, den anzeichnenden Griffel der Analyse in der Hand — und jetzt weiß ichs: Zola hat all sein vergangenes Schaffen mit dem plötzlichen unbewußten Entwickelungssprung des Genies weit überholt; er hat sich als Dichter des „Germinal" mit einem einzigen Anlauf in die Reihe der größten Dichter aller Zeiten gestellt.

Nein, ich glaube es nicht, irgend ein Mensch sei so gottverlassen, so aller sittlichen Empfindungen baar, daß er von der Lektüre dieser unsterblichen Dichtung nicht im Innersten gepackt und erschüttert würde. In diesem Buche pulsiert jener erhabene Weltschmerz, welcher nicht die stumpfe Verzweiflung, sondern die That gebärt. Fritz Mauthner selber bekennt: „Im Anfang wirkt seine neue Schöpfung jedesmal überwältigend." Nun aber kommt das dicke Ende. Der von allen Seiten niedersickernde Schmutz erzeuge langsam eine Uebligkeit, „die alle Bewunderung erstickt, wie die Seekrankheit uns unerbittlich um alle Schönheiten des bewegten Meeres bringt".

Dies Gleichnis an sich gefällt mir; es scheint mir ebenso prägnant wie für Mauthners Zweck unglücklich gewählt. Ich erlaube mir, auf das Bild eingehend, als persönliches argumentum ad hominem zu bemerken, daß ich, die stürmischsten Stellen des Atlantischen Oceans wie der Nordsee auf meinen Reisen passierend, trotz keineswegs starker Körperkonstitution nie seekrank geworden bin. Und warum? Wenn starken Leuten von bestem Willen, die beim Sturm an Deck blieben und dem markerstarrenden Wind wie den herüberklatschenden Wellen zu trotzen hofften, endlich doch die Kälte ins Eingeweide drang und sie rettungslos zu den energieloseren Schlachtopfern in die stickige Kajüte zurücktrieb, pflegte ich mit ernsten Kopfschütteln ihnen die stereotype Phrase nachzuwerfen: „Sie *lieben* das Meer nicht genug." Es ist eine psychologisch-physische Thatsache, daß bei einiger Kenntnis der Vorsichtsmaßregeln *Liebe zum Meere* jede Anwandlung der Seekrankheit siegreich überwindet. Und so rufe ich denn Herrn Mauthner zu: „Sie haben den besten Willen an Deck zu bleiben. Aber der Anblick des aufgewühlten Abgrundes, der Anblick der Wahrheit und der Natur und der Daseinselemente in voller Entfesselung wird Ihnen zu viel. Sie lieben das Meer nicht genug." Was aber geht den Seefesten der schwache Magen des Seekranken an?! Ist das „bewegte Meer" darum minder schön, minder erhaben, weil ihr es nicht vertragen könnt?!

Sehr richtig urteilt Mauthner, daß Zola an seinen „Assommoir" über die an Ideengehalt armen späteren Romane weg anknüpfend, diesmal wieder mit starker Hand einen bedeutenden Gegenstand erfaßt habe.

Von hier ab aber verliere ich jeden Zusammenhang mit Mauthner's Beurteilung, der sich unterfängt, Zola's Betonung des Tierischen und Erotischen entweder als gemeine Geschäftsspekulation oder als „stillen Wahnsinn" aufzufassen. All die Tiraden über unverdauten Schopenhauer und über die Tierpoesie Zola's, welche beinah die Hälfte des Essays füllen, sind windiges Gerede, das an Hamlets „Worte, Worte, Worte!" erinnert und den Kern der Sache nirgends streift. Wir wollen uns also nur mit dem wenigen Thatsächlichen in Mauthner's Vorwürfen beschäftigen.

„In „Germinal" kann alles Obscöne *einfach gestrichen* werden, ohne daß das Buch als Kunstwerk das Mindeste verlieren würde."

Im Verhältniß zu Zolas übrigen Werken ist überhaupt recht wenig Obscönes in dem Werke enthalten. Das Vorhandene aber erscheint unerläßlich zur Charakterisierung der Arbeiterzustände. Als naturalistisches Kunstwerk würde das Buch also so gut wie Alles, nämlich die absolute photographische Wahrheit, verlieren. Daß „*keine* Gestalt *so* kraftvoll und mit solcher Lust gezeichnet, wie die scheinbar unbeschreibliche Mouquette," ist eine absichtliche grobe Uebertreibung. Gewiß ist die Figur ausgezeichnet gelungen,

steht aber weit hinter der herrlichen Maheude zurück. „Unbeschreiblich"? Du lieber Gott! Wenn man diese Herren Kritiker hört, sollte man glauben, sie seien alte Jungfern, die bei Thee und Butterbemmchen ihre tiefe Weltkenntnis sammeln. Als ob es nicht hundert schlimmere Spielarten einer gewissen Spezies gebe, als diese harmlose Trine! Uebrigens gehört ihr wahrer aufopfernder Liebestrieb für Stephan Lantier zum Ergreifendsten und — Wahrsten des ganzen Buches.

„Die fadendünne Handlung ist ebenso unanständig als wenig naturalistisch." Die Handlung scheint mir ebenso spannend und nervig als reich; die drückende Fülle des dokumentären Materials ist mit eiserner Faust in meisterhaft straffer Komposition kondensiert und konzentriert. An „Handlung" scheinen freilich selbst gebildete Litteraten häufig noch die kindlichen Forderungen des Laien und der alten Romanfabulierer zu stellen: sogenannte „spannende Begebenheiten", Wechselzufälle, romantische Unwahrscheinlichkeiten — wo dann natürlich von Spielhagen mit seinen adligen Bankerten und den egyptisch-altteutschen Costüm-Fabrikanten bis zur Schauderromantik mit Gift, Dolch, Duell und Notzucht nur ein Schritt ist.

Daß aber Mauthner sich unterfängt, den Helden und die Heldin des Romans „sentimental wie Ebers, schablonenhaft wie Marlitt" zu nennen, wäre mir einfach unverständlich, wenn nicht die platte Witzelei und banausische Nüchternheit seiner Auffassung in dem Resümee, das er von der leitenden Liebesgeschichte Lantiers und Katharinens entwirft, die Absichtlichkeit der Sinnentstellung verriete. Ja wohl ist diese Liebesgeschichte „sentimental" — so sentimental wie die plötzliche wahre Liebe der gutmütigen Allerweltsdirne Mouquette für Lantier, so sentimental wie — die Natur.

Denn wer den Realismus darin sucht, des Menschen Wesen als reines Ergebnis tierischer Instinkte, als eine maschinenhafte Logik des krassen Egoismus hinzustellen, — der macht sich derselben Sünde der Unwahrhaftigkeit schuldig, wie der gefühllose Süßholzraspeler und phraseologische „Idealist". Der Mensch ist keine Maschine und er ist kein Tier. Er ist halt ein — Mensch, d. h. ein rätselhaftes unseliges Wesen, in welchem sich psychische Aspirationen und physische Instinkte bis auf den Tod und bis an den Tod befehden. Und grade in der „Liebe" tritt diese ebenso interessante als peinigende Wechselwirkung am stärksten hervor. Es ist daher begreiflich, daß Meister Zola hier ebensowohl den sentimentalen Idealismus zu worte kommen läßt, wie in seiner tiefinnigen von philosophischem Mitleid getränkten Darstellung des höheren Idealismus, der immateriellen Begeisterung für ideologische Phantome, in Lantier, Souvarine und Rasseneur. Mauthner bewegt sich in ewigen Widersprüchen. Er redet von dem „Ueberwuchern geschlechtlicher Gemeinplätze" und dann wieder von „Austiftelungen geisteskranker Phantasie" und „greisenhaftem Kitzel". Kaum hat er Zola „schablonenhaft wie Marlitt" genannt, so ist er flugs bei der Hand, gerade die Originalität der „neuen Situation" zu tadeln. „Dem echten Dichter genügt die alte ewige Liebe, um sie mit immer neuen Worten zu preisen". Bum bum! Tam tam! Wir Berliner haben für solche trivialen Großspurigkeiten das schöne Wort „Quatsch" erfunden. „Die alte ewige Liebe" — was ist das für ein Ding? Ist es die platonische Liebe, die sinnliche Liebe, die glückliche Liebe, die unglückliche Liebe, die eheliche Liebe, die ungesetzliche Liebe, die Liebe der gebildeten Stände, die Liebe der ungebildeten Stände, die Liebe Ulrichs von Lichtenstein, die patentierte Liebe des Pfahlbürgers, die Liebe Werthers, die Liebe Don Juans, die Liebe bei den Germanen, die Liebe bei den Semiten — kurz, was für eine Sorte von Liebe ist „die alte ewige Liebe"?! Meint Herr Mauthner etwa den gemütlichen unraffinierten Naturtrieb — nun, davon hat er ja im „Germinal" übergenug: Wir erinnern ihn an die heißen Sommernächte dicht am Schlunde des menschenverschlingenden Minotaurs, des Bergwerks Voreux — beiläufig die genialste symbolische Allegorie, die der Naturalismus bis jetzt erzeugt hat. Aber will er, wenn die Phrase überhaupt einen Sinn haben soll, etwa andeuten, daß die Liebe in zahllosen Wechselformen doch immer die gleiche sei, so fällt sein Vorwurf von selbst in Nichts zusammen. Denn auch in der alleralltäglichsten Situation ist das „Alte Ewige" allerdings immer dasselbe und es wirkt einfach absurd, zu behaupten, die Zwangsvermählung zweier Liebenden beim Hungertod sei weniger „die alte ewige Liebe", wie die im Ehebett beim vollen Magen.

„Die alte Liebe"! Herr Mauthner verlangt augenscheinlich Ritter und Burgfräulein, die nach etzlichen Roman-Strapazien sich à la Romeo und Julia „kriegen". Ach, lieber Herr, „das Ueberwuchern geschlechtlicher Gemeinplätze" in der Natur (und bei Zola, was so ziemlich aufs Gleiche hinausläuft) will leider, daß Poesie wie Prosa der Erotik doch zuguterletzt denselben Zweck und dasselbe Resultat erzielen.

Daß für Herrn Mauthner bei Zola „die negative Lyrik der unbefriedigten Liebe nur mit unfreiwilliger Komik wirkt", könnte höchstens zeigen, wie wenig der geschätzte Kritiker in das Wesen des Naturalismus und — der Liebe eingedrungen ist, wenn man nicht bei der sonstigen litterarischen Einsicht des Mannes einen verstockten bösen Willen wider besseres Wissen in Sachen Zola vermuten müßte. Ein leichtfertiges Diktum wie: „Zola verweilt so lange bei der Notdurft der Natur, daß für die Kämpfe der Helden kein Raum und kein Atem übrig bleibt" wird jeder Leser des „Germinal" mit Entrüstung zurückweisen. Natürlich verwickelt sich unser Rhadamantys sofort in einen Widerspruch, wenn er wieder tadelt: „Die Arbeiteinstellung in einem Bergwerk und deren Folgen" — also das Ideenmoment der Dichtung — füllten „mit äußerster Breite das ganze Buch."

Ebenso toll klingt es, wenn M. die Behauptung wagt: „Der Zola'sche Mensch, der als Heerdenvieh (!) aufgefaßt wird, verliert die individuellen Züge. . . ." Giebt es etwas Individuelleres, als die hundert verschiedenen Arbeitertypen oder die verschiedenen Abstufungen der Bourgeoisie selbst in weiblichen Nebentypen wie Cäcilie und den Töchtern Denulins? O, Herr Mauthner „das glauben Sie doch selber nicht!" Was da noch über Zolas Menschentier-Malerei gesagt wird, widerlegt sich durch Lektüre der Dichtung, in welcher nicht nur der höchste Idealismus in den edleren, sondern auch das unausrottbar Ideale, rein Menschliche, in den vertiertesten Typen gefeiert wird.

Was hingegen die „deutschen Einflüsse" auf Zola betrifft, so übersieht Mauthner noch die deutsche Abstammung des großen Mannes, auf welche wir stolz sein dürfen. Seine Tier-Poesie — Mauthner persifliert die wunderbare Psychologie, mit welcher Zolas Intuition der Pferdeseele Worte geliehen hat — stammt aus der uralten germanischen Eigenart des heiligen liebevollen Mitleids mit dem Tier, welche allen Romanen und Semiten versagt ist.

Daß nach der unvermeidlichen Schablone des kritischen Antizola-Systems natürlich auch wieder „der unerschöpfliche Balzac" als geistiger Vater und Ernährer Zolas auf der Bildfläche erscheint, gewinnt uns kaum mehr ein Lächeln ab. Jener naive, unendlich geistvolle Fabulist, eine Art Jean Paul des Romans in entgegengesetzter Begabung, aber mit gleicher rastloser Zerfahrenheit endlose epische Aperçus aneinanderreihend, verhält sich zu Zola, wie Klinger oder Lenz zu Göthe.

Wozu dient überhaupt all dies kritische Gerede? Das Gute wird dadurch nicht besser, das Schlechte nicht schlechter. Das einzig Bleibende und Beweisende ist das Monument des Genies selbst.

„Germinal" ins Spezielle hinein zu loben, enthalte ich mich billig. „Wer wollte den Herkules loben, den Niemand tadelt", sagt das lateinische Sprüchwort. Aber die menschliche Einsicht ist beschränkt, die Dummheit unbeschränkt und grenzenlos. Gegen die Verschwörung der Heuchelei und Voreingenommenheit anzukämpfen, ist daher die Pflicht der wenigen Mutigen und Einsichtigen, die in dem „großen Geschäft" der sogenannten Litteratur noch Raum für ihre Ellbogen finden.

Grüne Jungen, Lackstiefel-Dandies, „die auch mal in Paris jewesen sind", litterarische Commis-Voyageurs, altersschwache Faselhänse, eingebildete Doktrinäre — kurz, alle möglichen Individuen, die weder was geleistet haben, noch leisten werden, noch leisten können, als Produzenten impotente Anempfindler und als Kritikaster schwankende Nachschwätzer: in solchen Händen liegt fast durchweg in Deutschland das kritische Richteramt, mit wenigen löblichen Ausnahmen. Ihre Waffen sind Totschweigen, „Verreißen" und Lobhudeln. Von der einzig fördernden Kritik, wie sie Schiller, Göthe, Lessing zu kultivieren nicht verschmähten, hat man bei uns kaum eine Ahnung mehr. Wo wäre beispielsweise die Berliner Kritik je in irgend einem Falle dem wahren Talent hülfreich ent-

gegengekommen, wo hätte sie nicht mit Behagen für elende Possen- und Humoresken-schmierer die Lärmposaune geblasen, wo hätte sie nicht mit Begeisterung die Gelegenheit ergriffen, jede Blöße des Talents mit satanischem Genuß zu erspähen und zu verwunden? Von einer solchen Gesellschaft in Bann und Acht gethan zu werden, muß unserm Meister Zola ja als ein wahrer Adelsbrief der Unsterblichkeit gelten!

Ich rechne es daher Herrn Mauthner, den ich, wie wiederholt betont, von diesen Strebern und Scheerenschleifern rühmlich unterscheide, zur Ehre an, daß er wenigstens „die Macht und künstlerische Schönheit der Sprache" (und der Darstellung an sich, muß man hinzufügen) „die unerhörte Echtheit und den Reichtum seiner Genrebilder" bei Zola vollauf würdigt. Gewiß hat Zola im „Germinal" nur einen künstlerischen Fehler: er übt zu gleichmäßig seine Meisterschaft, es ist Alles von Anfang bis Ende unterschiedslos vorzüglich, so daß es eigentlich nur äußerliche stoffliche Höhepunkte für den Laien, nicht für den ästhetisch Genießenden giebt. Das Kleinste wie das Größte ist vollkommen — wie die Natur.

Wenn nun Mauthner mit dem merkwürdigen Satze schließt: „Vielleicht wird aus seiner Schule der Dichter der Gegenwart hervorgehen, der auf Zolas Schultern stehen wird u. s. w., „so gilt diese Prophezeihung für uns Deutsche sicherlich nicht. Trotz mancher Anfeindung auch in seiner Heimat hat Zola doch immer das Vorrecht der Natur, Franzose zu sein, d. h. dem litterarisch-gebildetsten Volke anzugehören. So konnte er sich denn — auch nach der so wichtigen materiellen Seite hin — ungestört in ruhiger Weiterarbeit entwickeln. Wieviel Schutt wäre aber bei uns wegzuräumen, ehe sich ein deutscher Zola Bahn schaffen könnte! Die heilige Dreieinigkeit, Heuchelei, Dummheit und Trägheit hat ihren „Kot und Schmutz" — der uns Zolajüngern allerdings widerlicher riecht, als der „Kot und Schmutz" (siehe Mauthner) des Meisters — allzuhoch getürmt. Für den Augiasstall gehört ein Herkules — und die Herkulesse werden bei uns schon in der Wiege verkrüppelt.

Außerdem aber ist das nur eine Prophezeihung post festum, denn „der Dichter der Gegenwart" erschien ja bereits. Den möchte ich sehen, der den Dichter des „Germinal" zu übertreffen imstande!

Daß Zola ein großer Dichter ist, weiß Jeder, der ein Quentchen gesunden Menschenverstandes bewahrt hat und das blitzartige Beleuchten seelischer Abgründe in wenigen Worten, sowie die riesenhafte Wucht und Wahrheit der Situationen und Konflikte zu verstehen vermag. Aber Zola ist doch noch mehr.

Ich unterscheide — die Afterdichter und Anempfindler bei Seite lassend — drei Dichterarten: die Konventionellen, welche bei hoher Begabung und geistiger Bedeutendheit doch nur in ausgetretenen Geleisen wandeln — die Schöpfer, welche Neues aus sich heraus gestalten — und die Weltdichter, welche ihrer Eigenart zugleich den Stempel des Ewigen aufdrücken und, Dichter- und Denkerkraft verschmelzend, einen ewigen Gedanken in eigenartig künstlerischer Form verkörpern.

„Germinal" enthält mehrere Passagen, welche sich dem „Kain" Byrons, dem „Faust" Göthes, dem „Rolla" de Mussets ebenbürtig zur Seite stellen. Es ist dies erstens der Schluß, Lantier's Morgenwanderung, mit dem furchtbaren Finis: . . . „Und immer und immer pochten die Kameraden, deutlicher, näher dem Boden. Unter dem flammenden Licht der Sonne, an diesem jugendfrischen Morgen des Keimmonats quoll es dämmernd empor. Männer wuchsen dort unten, ein schwarzes Racheheer keimte unter den Fluren für die Ernte des nächsten Jahrhunderts. Bald wird es aufbrechend den Boden zerbersten."

Es ist zum andern die grandiose Szene, wo die wilden Rotten der streikenden Tausende, vom heißen Sonnenrot übergossen „wie Schlächter in ihrem bluttriefenden Handwerk" sich an dem Scheunenzaun vorüberwälzen, hinter dem angstvoll die gemästeten Dämchen der Kapitalisten hervorlugen — eine Vision der Revolution der Zukunft!

Endlich und vor allen Dingen aber jener unvergleichliche Moment, wo der Minendirektor Hennebeau — vielleicht die originellste und am schwersten zu zeichnende Figur

des Werkes — den Schmerz des Daseins an sich dem rohen brutalen Schmerz des Hungers entgegensetzt — er, der Gatte einer behäbigen, gemütlichen Messalina, deren neueste Infamie er so eben entdeckt hat, während der unsinnige Chor ihm draußen mit wüstem Geschrei die Grausamkeit der unwiderstehlichen, unabänderlichen Gesellschaftsordnung vorwirft.

„Er wurde wütend und schrie aus seinem Versteck in den Lärm hinaus:

„„Brod," ihr Dummköpfe, ist denn das genug, um glücklich zu sein?"

„. . . Diese Hirngespinnste revolutionssüchtiger Thoren mögen die Gesellschaft zerstören und eine andere aufbauen. Aber sie werden der Menschheit nicht eine neue Freude bescheren, sie werden, und wenn sie alles Gold unter einander verteilen, nicht einen einzigen Schmerz vom Erdboden verjagen! Im Gegenteil, sie werden das Unglück vermehren. Denn sie reißen den Menschen aus der ruhigen Befriedigung des Instinktes heraus und werfen ihn dem unstillbaren Jammer nie satter Leidenschaften in die Arme. Nein, das einzige Glück ist nicht sein und wenn man ist, dann Baum sein, Stein, noch weniger, das Sandkorn, das nicht unter dem Absatz des Wanderers blutet . . .

„Hennebeau hatte keinen Zorn mehr gegen das hungernde Volk, doch schmerzverzehrt von der klaffenden Wunde in seinem Herzen schluchzte er: „Die Thoren, die Thoren!" — — —

In diesem Aufschrei des verzweifeltsten Pessimismus erkennt man, mit wie erhabener Unparteilichkeit der Geist des Dichters über den Dingen schwebt. Mit dem tiefsten Mitgefühl vertritt er die bittere Ueberzeugung, daß im sozialen Kampf von Arbeit und Kapital ein Recht und Unrecht nicht zu finden sei. Der darwinische Kampf ums Dasein schafft der verfehmten Sache des besitzenden Klassenegoismus ebensoviel Gerechtigkeit, wie dem unterdrückten leidenden Volke. Ein so vernichtender Hohn daher auch aus den klassischen Bourgeoistypen der Gregoires hervorgrinst, betont der Meister in Gestalten, wie Hennebeau, Deneulin, Negrel doch die volle moralische Ueberlegenheit des Gebildeten über die schwankende Charakterlosigkeit der Volksroheit. Ebenso meisterlich ist die Würde des militärischen Ehrbegriffs und das Verhältnis der Armee zum Volke in der kurzen Soldateska-Episode entwickelt.

Nicht weichlich verschwommen, sondern in schroffsten Gegensätzen gegenseitiger Stärke prallen die Besitzenden und Armen aufeinander. Wie Shakespeare, liebt Zola das schematische Gruppieren von Pendants Lantier-Deneulin, Savourine-Negrel, Rasseneur-Hennebeau u. s. w. u. s. w.; ähnlich auch die Weiber. Die furchtbare und doch so durchaus wahr-charakteristische Gestalt des russischen Nihilisten schwebt unheimlich über dem Ganzen, das Gespenst entmenschter Anarchie über dem menschlich natürlichen Revolutionskampf von Arm und Reich.

„Er schleuderte seine Zigarrette von sich. Dann, ohne den Blick noch einmal zurückzuwerfen, verschwand er in dem Schatten der sinkenden Nacht. Wohin? Fort, in unbekannte Ferne den Dämon der Zerstörung tragend. Dort, wo Dynamit die Paläste zertrümmert und die Menschen vernichtet, wo der Erdboden donnernd bricht, von unterirdischen Minen gesprengt — dort wird man ihn finden."

Noch grausiger ist der Moment, wo der tapfere kleine Ingenieur, allein in den versinkenden Schacht einfahrend, plötzlich erkennt, daß gewaltsame Zerstörung von Menschenhand dies ungeheuere Unglück herbeigeführt habe, daß ein Mann wahnsinnig genug sei, zwanzigmal sein Leben zu wagen, um dies entsetzliche Werk zu vollführen. Hier stoßen Mut und Mut, Kraft und Kraft mit furchtbarer Deutlichkeit aufeinander. Doch in diesem mannhaften Ringen keimt wenigstens das hochherzige Gefühl der Achtung und eines finstern, ingrimmigen Mitleids miteinander zwischen den Gegnern. Als der aristokratische, blasierte, aber echt männliche Negrel seinen Feind gerettet hat — „da lagen die beiden Männer, die sich verfolgt und mißachtet hatten, der revolutionäre Arbeiter und der sceptische Chef einander in den Armen und weinten, von schluchzendem Weltschmerz erschüttert, zerknirscht von dem übermächtigen Jammer, der im Menschenleben möglich ist".

Und einen Mann, der solche Sachen geschrieben, bei denen sich jedem männlichen Manne das Herz im Leibe umkehrt, einen solchen männlichen Dichter wagt man mit gemeinen Insinuationen zu besudeln! Pfui!

Doch was hilft das Klagen! Die Welt wird nicht anders, Phrase und Lüge, gemeiner Egoismus mit „idealem“ Maskengepränge regieren in alle Ewigkeit. Die urwüchsige Kraft steht der Welt im Wege, das Originale ist ihr verhaßt und das echte Talent ein Dorn im Auge konventioneller Unfähigkeit. Das sogenannte Publikum wird nach wie vor sich an den notwendigen Cynismen Zolas (die freilich wohl noch Niemanden verführt haben, wie Clauren, Paul Heyse und Konsorten) ergötzen und heuchlerisch gegen ihren heimlichen Lesegenuß fortdeklamieren, ohne von dem erschütternden Ernst des Dichters auch nur in einer Fiber gepackt zu werden. Der höchste Triumph ist für mich der, daß viele dieser Leute, die schon die Entwickelung zum „Idealen“ in den letzten Romanen Zolas mit scheelen Augen ansehen, „Germinal“ als „vollends unerträglich und so langweilig!“ bezeichnen.

Ja gewiß, „Kain“ und „Faust“ und „Rolla“ sind auch langweilig. —

„Germinal“ ist die grandiose Allegorie der modernen Gesellschaft und ihres Verhältnisses zu den Gesetzen der ehernen Notwendigkeit. Ich habe das Wort „mannhaft“ und „männlich“ hier sehr häufig gebraucht und ich wiederhole es zum Schluß. „Germinal“ ist ein Buch der Mannhaftigkeit, das alle Weiber beiderlei Geschlechts wie das Bild von Sais vor Schreck versteinern könnte. Der Weltschmerz der politischen Revolutionszeit hat in Werther, René, Childe Harold seinen Ausdruck erhalten. Der Weltschmerz jener Eisenzeit, hundert Jahre nach der großen Revolution, in welcher wir leben, hat in „Germinal“ seine ewige Verkörperung gefunden.

Die Lektüre dieser Dichtung wirkt stählend, geistig mannbar machend. Und so möchte ich allen Stürmern und Dränglern der kommenden Litteraturgeneration über dieser künstlerischen Bibel des dichterischen Naturalismus den schönen kernigen Bajuvarenruf erschallen lassen, den der unvergeßliche Karl Stieler aus dem Hochgebirg in die Litteratur verpflanzte: „Habt's a Schneid!“ Denn auch wir wandern im Hochgebirg auf gefahrvoll beschwerlichen Bahnen. —

„Die Wonne des Leides.“

Von F. v. Kapff-Essenther.

Wenn durch die Entdeckungen Galileis und Darwins der Mensch seine bevorzugte Stellung, die er nach der geozentrischen Lehre im Universum und nach der Offenbarung unter den belebten Wesen einnahm, verloren hat, so gab ihm dafür ein anderer genialer Denker den privilegierten „homozentrischen“ Standpunkt wieder, wenn auch in neuem, vorher kaum geahntem Sinne. — Es ist dies Kant, dessen unvergleichlich geniale Ideen der menschlichen Erkenntnis neue Bahnen brechen, Bahnen, die ausschließlich vom Menschen als erkennendes Subjekt ausgehen. Durch Kants „Kritik der reinen Vernunft“ wurden alle metaphysischen Besitztümer der Menschheit, sofern sie durch die Offenbarung oder durch eine Spekulation, als außerhalb des erkennenden Subjektes gegeben, angenommen wurden, weggefegt. In ganz neuem, metaphysischem Sinne stand der Mensch da als „Herr der Schöpfung“, mit beschränkten Machtbefugnissen freilich, welche durch die „Kritik der reinen“ und die der „praktischen Vernunft“ haarscharf begrenzt waren. Nur die Welt des Scheines, die der „Phänomena“ durfte er mit seiner Erkenntnis beherrschen — das „Ding an sich“ blieb ihm für ewig verschlossen. Schopenhauer und Eduard v. Hartmann haben die von Kant bezeichneten Pfade weitergebahnt; auch bei ihnen ist es der Mensch als Naturwesen und erkennendes Subjekt, dem sie die dunklen Geheimnisse des Seins ablauschen, um sie dann in das Licht ihrer philosophischen Systeme zu bringen.

Seit diesem großartigen, in der Geschichte der menschlichen Erkenntnis beispiellosen Umschwung in der philosophischen Weltbetrachtung ist der Mensch, seine Natur, die Art seines Erkennens und Empfindens ein erhöhtes Objekt der Forschung geworden. Diese Forschung ist noch im vollen Zuge, die Naturgeschichte des Menschen als solcher noch lange nicht abgeschlossen.

Wir wollen hier nur im Vorbeigehen erwähnen, daß heute diese Forschung nicht in den Händen der Gelehrten allein ruht. Auch geniale Dichter der realistischen Schule, welchen ja das unermeßliche Verdienst zukommt, die Natur zu Worte kommen zu lassen — Dichter wie Sacher-Masoch, Turgenjew, Dostojewski, Zola haben das Ihrige beigetragen zur Naturgeschichte des Menschen. Es ist gewiß eine der allerschönsten Errungen-

schaften unserer Zeit, daß Wissenschaft und Leben, Wahrheit und Schönheit sich nicht mehr fremd gegenüber stehen, daß poetische Werke vom Geiste moderner Forschung durchsättigt, daß auch wissenschaftliche Schriften schön und mit warmer, lebensvoller Empfindung und Beobachtung geschrieben werden.

Ein solches ganz modernes Buch im allerbesten Sinne ist „**Die Wonne des Leides**" **von Oswald Zimmermann***). In streng wissenschaftlichem Geiste gehalten, faßt es alle Forschungsergebnisse zusammen, welche über die besprochenen Affekte vorliegen, läßt die großen Dichter aller Zeiten, die ihre Empfindungen über den Gegenstand geäußert, zu Worte kommen und ist dabei, von eigenartiger, poetischer Lebensanschauung durchflutet, wie es ist — eigentlich eine Dichtung für sich. Die erste Auflage dieses merkwürdigen Buches, welche 1883 in Wien erschien, wurde von der K. K. Staatsanwaltschaft konfisziert. Wie der Verfasser im Vorwort angibt, waren nicht seine eigenen Ausführungen, sondern Citate, insbesondere solche, welche die mittelalterliche Askese und Mystik betreffen, das Motiv dieser Beschlagnahme. Die betreffenden Zitate sind eben von Zimmermann in ein bestimmtes Licht gerückt worden und in gewissen, in Oesterreich noch immer maßgebenden Kreisen wird man es coram publico nicht zugeben wollen, daß bei den Geißelungen, Kasteiungen und mystischen Verzückungen der mittelalterlichen Frommen die liebe Menschennatur, der „sündige Adam" vollkommen ihre Rechnung fanden.

Zimmermann geht mit seinen Ausführungen von der Annahme aus, daß Lust und Unlust nicht nur verwandte Affekte seien, welche aus gemeinsamer Quelle fließen, sondern daß sie stets vereint auftreten, daß jeder Lust ein Weh, jedem Leid seine Wonne beigemischt sei. Er begründet diese Behauptung mit zahlreichen Belegen aus Geschichte und Forschung. Obgleich er sich im Wesentlichen an die Schopenhauer-Hartmann'sche Philosophie anlehnt, scheint er doch einer direkten Begründung seiner Annahme nach deren Lehren aus dem Wege zu gehen. Wie uns bedünkt, hätte er füglich die Behauptung wagen dürfen: da — nach Schopenhauer — unsere Leiden dem „blinden" Willen zum Leben entspringen, so sind auch unsere Leiden *gewollt*, wenn auch mehr oder minder unbewußt. Vielleicht ist eben hier die eigentliche metaphysische Ursache zu finden, warum unsere Leiden, die also unserem eingebornen Lebensdrang entspringen, einen wonnigen Beigeschmack haben.

Nachdem Zimmermann die ihrer *Natur* nach „gemischten" Affekte geschildert, wie die Hoffnung und die Erinnerung, und einiges über die wonnigen Leiden des Genies gesagt, geht er auf das kulturhistorische Gebiet über. Er schildert mit lebhaften Farben die „dionysischen und aphroditischen" Feste im Altertum, bei denen sinnliche Exzesse im Dienste des Kult, bis zum Rausch, zum Taumel, zur Orgie, zur Raserei getrieben wurden.

Sehr schön und richtig sagt Zimmermann, zum Christentum übergehend: „Die Wonne des Leides, wie sie die Schüler des Sokrates bei seinem Tode empfanden und wie sie anklingt in den Dramen des Sophokles und in den Mysterien der Alten hervorbricht, kam zur vollen Entwicklung erst beim Eintritt des Christentumes. Wenn ein Gott unendliche Quellen ersinnen muß, um seine Geschöpfe zu erlösen und ihnen die Seligkeit zugänglich zu machen, so ist die wahnverklärte Vorstellung berechtigt, welche dem eigen ist, der freiwilliges Leiden und Entsagen wirklich ausübt." In den beiden Kapiteln „die Entwicklung des Geißlertumes" und „die Mystik" wird nun geschildert, welches sinnliche Behagen und welche mystischen Wonnen die mittelalterlichen Asketiker in ihrer Selbstqual fanden. Die „Association von Wollust und Grausamkeit" entlehnt ihre Beispiele der Geschichte der Despoten aller Zeiten, und liefern die Dichtungen Sacher-Masochs zahlreiche poetische Belege für dieselbe.

Hauptanlässe einer Wonne des Leides sind nach Zimmermann das *Naturschöne*, das *Kunstschöne*, die *Liebe* und der *Tod*.

Die süße Wehmut, das wonnige Leid, welche die Naturbetrachtung verursacht, hat jede höhere Natur an sich selbst empfunden; wem würde Zimmermann hier nicht aus dem Herzen sprechen! Die poetischen Zitate, die er hier anführt, gehören größtenteils den Romantikern an, besonders Eichendorf. Wir möchten hier noch beifügen, daß der Grund dieser gemischten Empfindung, welche das Naturschöne in empfänglichen Gemütern hervorruft, wohl darin zu suchen ist, daß uns dabei die Endlichkeit unserer physischen und die Unbegrenztheit unserer psychischen Person, der Kontrast zwischen unserer ruhelosen Innerlichkeit und der großen Naturharmonie so tief ins Bewußtsein kommt. Das erhöhte, schmerzlich süße *Selbst*gefühl ist es, was so eigentlich den Naturgenuß ausmacht. Aehnliches wirkt beim Kunstgenuß, bei dem eher eine schöne Wehmut, als eine Wonne des Leidens entsteht. Wir fassen und schauen entzückt ewige Typen des Lebens und der Schönheit, aber — trotz Schopenhauer — mischt sich das Gefühl unserer Endlichkeit und Beschränktheit wehmütig in unseren Genuß. Zimmermann nennt den Kunstgenuß einen „dionysischen" Zustand und findet besonders im Historienbilde einen Anlaß der Wonne des Leides. Welche reiche Ausbeute die *Liebe* dem Verfasser gibt, ist so einleuchtend, daß es kaum nötig scheint, auf dieses Kapitel näher einzugehen. Wenn nirgends, so sind hier die Leiden gewollte, die Freuden mit Schauern versetzt. Zu den zahlreichen poetischen Zitaten, welche der Autor anführt, fügen wir noch die folgende, höchst charakteristische Strophe von Heine hinzu:

Ach, der Liebe süßes Elend,
Ach, der Liebe bitt're Lust
Schleicht sich wieder, himmlisch quälend
In die kaum genes'ne Brust.

Die Abteilung „Aesthetisch-litterarhistorische Studien" ist ein interessantes und geistvolles Essay für sich, dem der Verfasser das entsprechende Material über sein Thema angefügt hat.

Die „Genieperiode", ebenso wie die romantische Schule, dann besonders Jean Paul, Heine, Hamerling und Lingg haben ihm dieses Material reichlich geboten. Uns sei hier noch gestattet,

*) Leipzig. Verlag v. Karl Reißner. 1885.

Hamerling zu citieren: „Einmal möcht' ich, bevor ich sterbe, doch aussprechen die ganze volle Wonne des Lebens, die trotz des beständigen Leids, mir immer und immer geheim die kranke Seele besucht." — —

Der geschätzte Autor, welcher mit der Schilderung der „Ruhe" schließt, die frei von Lust und Leid ist, möge uns noch ein Schlußwort gestatten. Die „Wonne des Leides" in ihrer Reinheit ist das Vorrecht der höhern, poetisch empfindenden Natur. Diese schwelgt in den Schauern des Schmerzes, weil sie dabei ihrer Kraft, ihrer Tiefe, ihrer gesteigerten Empfindungsfähigkeit sich bewußt wird, weil sie dabei *sich selbst genießt*. Die leidende Dichterseele findet in der ganzen belebten und unbelebten Natur eine Mitempfinderin, alle Geheimnisse des Lebens werden ihr offenbar, das eigene Wehe macht ihr den Herzschlag jeder lebenden Kreatur verständlich. Kein Dichter, dem die Abgründe des Schmerzes verschlossen blieben, hat die Höhe seiner Entwicklung erreicht, keiner, dem die Töne des Schmerzes versagt blieben, konnte die Herzen der Menschen rühren. Es ist seine erhabenste Mission, von großen Schmerzen zu singen, denn er, der auch die *Wonne* des Leidens genossen, weiß die Verklärung und Versöhnung des uralten Menschenleides zu finden. Und hier liegt zugleich die *ethische* Bedeutung des Zimmermann'schen Buches, welches der Autor sehr richtig einen Beitrag zur „Entwicklungsgeschichte des menschlichen Empfindens" nennt, welches aber mehr ist, als das; denn in der *Wonne* des Leides, die er so überzeugend predigt, liegt ein versöhnendes Element, etwas von dem universellen Ausgleich, den die Natur überall anstrebt — ein Balsam auf die klaffende Wunde, welche der Pessimismus der modernen Philosophie bloßgelegt hat.

Alpenglühen.

Von Karl Bleibtreu.

Der Jugend Reinheit ist der ew'ge Schnee,
Die junge Sonne ist mein blutend Weh.
Und über deine Reinheit, die befleckt,
Sich meiner Liebe Purpurmantel deckt.

O ew'ger Schnee, wie bist du öd und kalt!
Im Thal der Weltlust Brodem brünstig wallt.
Und deiner Schönheit holder Sinnentand
Lockt mich hernieder in das platte Land.

Größe und Reinheit — blutend Martyrtum.
Vom Sonnentod ist Abglanz nur der Ruhm.
Viel süßer dünkt mir deines Busens Schnee
Und deiner Augen Sonne, ferne Fee.

Zur Theorie der Absatzkrisen.

Von Karl Pröll.

Die staatssozialistische Schule von *Rodbertus* gewinnt in den Kreisen der jüngeren National-Oekonomen immer mehr Anhänger. Da dieser Meister der sozialen Forschung seinem Gedankengebäude die logische und historische Begründung zu geben wußte, das brüchige Material von parteipolitischen, pietistischen und verwandten Elementen von sich aber fernhielt, da er keine agitatorischen Augenblickszwecke hatte, sondern eine wirkliche Umwandlung der Gesellschaft sich zum Ziele setzte; so wird er ernste Geister stets veranlassen, bei ihm Wohnung zu nehmen. Zu denjenigen, welche in sein System tief eingedrungen, sich jedoch dabei die Selbständigkeit der Auffassung gewahrt haben, gehört *Hermann Bahr*. Von diesem nicht unbekannten Betrachter sozialer Probleme liegt jetzt eine beachtenswerte Schrift vor. Sie betitelt sich: „Rodbertus' Theorie der Absatzkrisen". Sie vereinigt Darstellung und Kritik, ist klar und lebendig geschrieben

und zeichnet sich durch scharfes Urteil aus. Wir müssen uns hier mit einer Hindeutung auf den Hauptgedanken begnügen.

Im Gegensatz zu französischen und englischen Oekonomisten, welche die Krisen im wirtschaftlichen Leben wesentlich auf die Schwankungen in der Urproduktion oder ungenügenden Organisation des Handels zurückführten, und zu Kirchmann, der sie in dem heutigen niedrigen Arbeitslohn zu finden glaubte, hatte Rodbertus bewiesen, daß sie aus dem variablen Anteil der Arbeiter an dem Werte des von ihnen geschaffenen Produktes entspringen müssen, gleichviel ob der jeweilige Lohn nach landläufigen Begriffen hoch oder niedrig ist. Nachdem er aus der Geschichte der Krisen die Erfahrung geschöpft, daß denselben in der Regel verhältnismäßig reichlicher Lohn vorausgegangen, trotzdem aber nicht die Absatzstockung vermieden wurde, formuliert er den naturwidrigen Prozeß des „sich selbst überlassenen Verkehrs" wie folgt: „Während die Produktivität, (d. i. die Ersparung an Arbeitskraft und Arbeitszeit durch die Fortschritte der Technik, des Verkehrs u. s. w.) unter den Händen der Unternehmer immer leise und mächtig fortschreitet, schreitet die Abfindung der Majorität der Gesellschaft (der Arbeiter) immer leise und mächtig zurück (also auch deren relative Kaufkraft.) Auf diese Weise schwindet den Unternehmern ohne ihre Verschuldung fortwährend und unvermerkt der Boden unter ihren Füßen." Die Abhilfe findet Rodbertus in einem gesetzlichen fixierten, immer gleichbleibenden Anteil des Arbeiters an dem Produkt, der also bei zunehmender Produktivität stets einen höheren Wert in sich schließen wird.

Dieser Gedankengang wird von Bahr teils mit den Worten von Rodbertus, teils selbständig entwickelt. Allein Bahr kommt bei der Beobachtung der wirklichen Vorgänge beim Austausch der Produkte zu dem Schluß, daß selbst, wenn der Vorschlag von Rodbertus in der Gesellschaft Gesetzeskraft erlangt hätte, damit keineswegs die Absatzkrisen beseitigt wären. Rodbertus hat bei seiner Aufstellung ganz außer acht gelassen, daß die Kaufkraft der Einzelindividuen sehr verschiedenen Richtungen bei ihrer Beteiligung einschlagen kann. Nicht nur das dringende, unabänderliche Bedürfnis bestimmt ihren Weg, sondern auch die wechselnde, launische Mode. Drängt sich in Folge der letzteren die Kaufkraft einem Punkte besonders zu, so sucht die Unternehmerlust mit diesem vorübergehenden Begehren zu wetteifern, die Spekulation erwacht und zieht den leicht beweglichen, ebenso leicht verwundbaren Kredit ins Spiel. Aendert sich die Mode, das flüchtige Verlangen, so stürzt nicht nur das leichte Kartenhaus der bisher begünstigten Geschäftsgruppe zusammen, sondern der dabei besonders in anspruch genommene Kredit erhält einen Rückschlag, welcher keineswegs als isolierte Erscheinung auftreten, sondern auf ganz anders geartete Unternehmungen zurückwirken wird.

Dieser allseitig verbreitete Kredit ist eben, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, der „Aether des Wirtschaftssystems", welcher jede einzelne Schwingung in ungeahnte Entfernungen fortpflanzt. Große Erschütterungen desselben müssen aber auf seine Ursprungsquelle, auf die Produktion zurückwirken und da Störungen erzeugen. Das sind die Absatzkrisen, die in ihrem Lauf nur teilweise berechneten Kometen, welche die Bahnen der in sich geschlossenen Arbeitskörper durchkreuzen.

Die Darlegungen Bahrs sind ebenso überzeugend als niederschlagend. Es gibt nach dieser beweiskräftigen Entwicklung keine Welt des freien Verkehrs ohne wiederkehrende Absatzkrisen. Nur ein Rettungsmittel entdeckt Bahr, sich hiebei den letzten Zielen von Rodbertus' Gedankenreihe zuwendend: Die Verstaatlichung aller Produktion, die ausschließliche Leitung durch Organe derselben, welche nach einem festen, wirtschaftlichen Operationsplane zu handeln hätten, der natürlich stets den Umständen angepaßt werden muß. Aber selbst wenn wir uns diese „Gemeinwirtschafts-Leitung" bis zur höchsten Vollkommenheit gesteigert, von all den möglichen Fehlern und Täuschungen befreit denken, so dürfen wir nicht vergessen, daß es keinen Staat gibt, der als ein isoliertes Produktionsgebiet betrachtet werden kann, daß die Weltwirtschaft mit ihren mächtigen Fängen überall in sein innerstes organisches Leben eingreift. Und wenn alle Staaten zum System der Staatsproduktion übergegangen und alle drauf bedacht wären, sich durch Zollschutz und ähnliche Mittel von der Ueberlegenheit des Staats-Konkurrenten zu sichern, so wird doch die Berechnung

der gegenseitigen Einwirkung öfters denselben Irrtümern anheimfallen, wie heute die Kalküle der individuellen Konkurrenten.

Die krisenlose Staatsproduktion setzt einen absoluten Weltstaat — so weit als die Erde und die Meere reichen — oder eine Staatsordnung voraus, welche außer der Produktion auch die Konsumtion strenge regelt, das alte spartanische Prinzip der gemeinsamen Suppe im moderneren Sinne reaktiviert. Es müßte dies ein Staat der weitgehendsten Gebundenheit in politischer und sozialer Richtung sein, in dem schließlich auch die geistige Produktion und Konsumtion nach bestimmten Normal-Maßstäben vor sich gehen würde.

Soweit können wir trotz unserer starkentwickelten sozialen Tendenz nicht mitgehen, hier tritt der Umschlag ein, wo das Recht des Individuums wieder zu Ehren kommt. Hat die individualistische Weltanschauung den Bogen überspannt, daß die persönliche Freiheit in der Existenznot zu grunde ging und ein leerer Begriff wurde, so ruft uns dieser Pan-Kollektivismus und seine Maschinen-Triebkraft in die wirkliche Welt mit ihren wirklichen Menschen und deren verschiedenen Anlagen, Strebungen und Wünschen zurück. Deshalb gilt es auch, auf sozialem Gebiete wenigstens vorläufig einen Mittelweg einzuschlagen, der sich von allen Abstraktionen der Menschen und Dinge fern hält.

Gewiß, der Staat soll nicht die „wirtschaftliche Anarchie" sich unter seinem Schutze etablieren lassen, er soll die Produktion im gewissen Sinne leiten, schützen, fördern, namentlich die Mängel der Verteilung verringern, aber er soll den ganzen wirtschaftlichen Kreislauf nicht zu beherrschen suchen. Bahr hat den Nachweis erbracht, daß auch bei Durchführung von Rodbertus' Arbeitsanteils-Systems die Absatzkrisen nicht aus der Welt geschafft würden. Das ist ein Ergebnis von großer Tragweite. Jedoch einer praktischen Forderung allmählicher Verstaatlichung aller Produktion können wir nur bis zu einer ganz bestimmten, nach des Verfassers Begriffen wahrscheinlich sehr engen Grenze Folge leisten, obwohl sie aus dem idealen Begriffe des sozialen Staates hervorgeht, den Rodbertus aufgestellt hat.

Wir begnügen uns deshalb für jetzt mit dem nächsten Ziele von Rodbertus Anstrebung, mit dem festen Arbeitsanteil, bei welchem die Krisen schon doch vermindert und rascher überwunden sein dürften. Weiter werden wir in unseren sozialen Ansprüchen heute nicht gehen.

Gedanken, wie die von Rodbertus und seinem Jünger Bahr müssen gedacht werden. Sie gehören zur Oekonomie des geschichtlichen Entwicklungsprozesses. Bei denselben wirken aber verschiedene Faktoren, verschiedene Elemente und Triebkräfte mit. Rousseau gab der französischen Revolution ihren Gedankeninhalt und man kann seinen Geist in modernen Institutionen entdecken; allein Ereignisse und Persönlichkeiten, Leidenschaften und Ueberzeugungen haben doch ganz andere Gebilde der Staatsgesellschaft hervorgerufen, wie sie dem denkenden Träumer, dem sentimentalen Kritiker der Zustände seiner Zeit vorschwebten. Rodbertus ist freilich eine ganz andere Natur, doch die Geschichte ist nicht so konsequent wie der einsame Denker. So wird auch aus diesen Induktionsströmen des Geistes eine Wirkung entspringen, die sich in Zeit und Raum fortpflanzt und das Signal weitergibt, das Signal des sozialen Fortschrittes. Denken und arbeiten wir weiter!

Wiener Finanz-Barone.

Von Paul Vasili.

Kritischer Vorbericht von M. G. Conrad.

Wir geben im Folgenden eine Probe aus dem sensationellen Buche des Grafen Vasili „Die Wiener Gesellschaft" (autorisierte Uebersetzung des französischen Originals, Verlag von Le Soudier, Leipzig. 1885.) Das Buch ist in Wien mit dem Interdikt belegt worden, wie seinerzeit des nämlichen Verfassers „Berliner Gesellschaft" in Berlin.

Als erfahrene Kulturstaatsbürger fragen wir bei diesem Verbote nicht lange: warum? wieso? wozu? Uns interessiert das Buch einfach als litterarisches Produkt, als schöngeistiges Objekt. Auch die Persönlichkeit des Verfassers kümmert uns im vorliegenden Falle nicht; auch forschen wir nicht nach irgend einer mehr oder weniger verschleierten Tendenz. Wir fragen blos: kann der Verfasser gut mit der Feder umgehen, versteht er amüsant zu plaudern, behandelt er anregende, wissenswerte Gegenstände in feiner, origineller, kein berechtigtes Interesse beleidigender Weise? Können wir darauf bejahend antworten, so ist unser litterarisches Gewissen salviert. Und wir antworten nach eingehender Prüfung — bejahend. Es ist übrigens ein offenes Geheimnis, daß das Vasilische Buch in Wien nicht verboten worden wäre, hätte sich der Verfasser entschließen können, das Kapitel über das hohe regierende Haus zu unterdrücken. Man ist selbst in polizeilichen Kreisen heutzutage litterarisch und künstlerisch genug gebildet und empfindet feingeistiges Behagen genug an einem interessant geschriebenen Buche, als daß man ohne dringende Not mit dem Spieß nach der Feder schlagen möchte. Allein der Verfasser wollte das höchstenorts mißliebige Kapitel nicht opfern, und so war das Schicksal seines Buches in Wien unabwendbar. Deswegen über Polizeiwillkür klagen zu wollen, ist lächerlich übertrieben. Wir wählen als Probe das harmloseste, aber darum nicht am wenigsten musterhaft geplauderte Kapitel, das die Wiener Finanzbarone behandelt. So wird der aufmerksame Leser auf die unterhaltendste Weise einen Begriff von dem reizenden Schilderungstalent des fremden Verfassers bekommen. Die Bücher des Grafen Vasili sind in hohem Grade charakteristisch für das feinere Konversationsgenre unserer zeitgenössischen Litteratur; daher auch der berechtigte Erfolg, dessen sie sich in den Kreisen der litterarischen Feinschmecker erfreuen. Für blöde Pedanten sind natürlich dergleichen Bücher nicht geschrieben.

Vor einigen Monaten erregte ein in der Wiener Zeitung erschienenes, vom Grafen Kalnoky kontrasigniertes kaiserliches Dekret große Bestürzung in der Wiener Finanzwelt. Dieses Dekret verordnete, daß künftighin der Besitz des Ordens der eisernen Krone nicht das Recht auf einen Adelstitel verleihe. Bisher sah sich in der That jede österreichische Finanzgröße, welche besagten Orden erhielt — und er war nicht schwer zu erlangen — mit einem Schlage zum Ritter erhoben. Vom Ritter wurde man rasch genug zum Baron befördert, wenn man nur einflußreiche Beziehungen besaß und nicht zauderte, ein- oder zweimalhunderttausend Gulden für einen wohlthätigen Zweck zu opfern.

Dies erklärt in zwei Worten, warum alle reichen jüdischen Banquiers in Wien gegenwärtig Barone sind. Und sie sind um so stolzer auf ihren Adel, als ihre Glaubensgenossen in Zukunft fast unübersteigliche Hindernisse zu überwinden haben werden, um es nur bis zum Ritter zu bringen. Den Enterbten wird nur noch das Eine übrig bleiben: zu Frau Auspitz zu gehen, die sich eine eigene Aristokratie geschaffen hat und allen denjenigen, die ihren Salon besuchen, einen Titel verleiht.

Der Finanzadel hat sehr wenig Beziehungen zur wirklichen Aristokratie. Wohl findet man hie und da irgend einen jüngern Sohn aus vornehmer Familie, der das Bedürfnis hatte, sein Wappenschild neu vergolden zu lassen und sich dazu verstand, die schöne Tochter eines Banquiers zur Frau zu nehmen, weil sie ihm nicht blos eine prächtige Mitgift ins Haus brachte, sondern auch zu gleicher Zeit die Religion ihrer Väter abschwor und Katholikin wurde. Im Allgemeinen jedoch äußern die Wiener Aristokraten die entschiedenste Mißachtung vor den Söhnen Israels, die ihre Freiherrnkrone nur kraft ihres Geldes erlangt haben. Sie empfangen dieselben nicht in ihrem Hause. Wenn sie zu ihnen gehen, so geschieht es einzig und allein in Geschäften. Denn die Wiener Finanzmänner vernachlässigen es nie, ein oder zwei hohe Adelige an die Spitze jedes bedeutenden Unternehmens zu stellen, ersichtlich, um dem Publikum mehr Vertrauen einzuflößen und dann, um auf sie einen Teil der Verantwortlichkeit abzuladen.

Die Wiener hohe Finanz glänzt allein durch ihr Geld. Wenn man die Rothschild ausnimmt, würde man in ihrer Mitte vergebens einen Menschen suchen, welcher fähig wäre, sich an Intelligenz und Talent mit einem Pereira oder Bleichröder zu messen. Die sechs oder sieben Banquiers, aus denen sie besteht, machen ihre Geschäfte und das ist alles. Sie führen einen bescheidenen Haushalt und machen auch außer dem Hause keinen Aufwand. Ihre Ausgaben stehen nicht im Verhältnis zu ihren Einkünften. Das Schätzesammeln ist ihre einzige Beschäftigung. Sie kennen die Kunst, Geld zu erwerben; aber die Kunst, es auszugeben, ist ihnen unbekannt.

Man nennt mehrere Millionäre, welche Seife für zehn Kreuzer zum waschen brauchen, Cigarren für vier Kreuzer rauchen und die an den ziemlich seltnen Tagen, da sie ein Diner geben, die simple Flasche Vöslauer mit der Etikette „Chateau-Laffitte" bekleben und sich einbilden, daß sie ihre Gäste solcher Weise zu täuschen vermögen. Die Liebe kostet sie nicht mehr als die Tafel, und wenn sie zufälligerweise einer Frau den Hof machen, die sie das Doppelte eines Fiakers kostet, dann glauben sie das Aeußerste an Verschwendung geleistet zu haben.

Als ich das Erstemal nach Wien kam, hatte die Börsenwelt einen andern Charakter. Sie steckte

erstlich nicht so tief in der Spekulation und hielt sich mehr an die einfachen Handels-Operationen. Sie erhob auch keine aristokratischen Prätentionen und verhielt sich ziemlich anspruchslos. Damals sprach man von den Salons der Stametz-Meyer, Puthon, Schwarz, Eskeles, Pereira, Biedermann, Neumann, Löwenthal, Liebenberg, Elkan, Henikstein, Erggelet u. s. w. Heute sind diese Namen zerstreut oder zählen nicht mehr; neue Schichten von Millionären sind ihnen gefolgt.

Ich rate Ihnen, die Einladungen der neuen Krösusse anzunehmen. Sie werden nicht die „große Welt" dort antreffen; aber Sie werden in diesen Kreisen Künstler, einige Schriftsteller und andere interessante Personen sehen, die nur dorthin gehen.

Die Rothschild sind natürlich in Wien wie anderswo die Könige der Finanz. Ihre Stellung gewährt ihnen überall Zutritt. So war es noch nicht bei Lebzeiten ihres Vaters, des Barons Anselm, der die Grenzsteine der Banquier-Gesellschaft nicht überschreiten durfte. Ich erinnere mich eines Balls der Fürstin Schwarzenberg — jener angebeteten Fürstin Lori, wie wir sie nannten, — wo Frau und Tochter des Barons Anselm vollständig isoliert blieben. Niemand forderte das junge Mädchen zu einem Tanz auf oder näherte sich der Mutter, um mit ihr zu plaudern. Man hätte ja das Gerede gefürchtet, als hätte man es auf die Mitgift der Tochter abgesehen oder als wollte man dem Vater Geld abborgen.

Die Dinge haben sich seitdem, namentlich durch den Einfluß der Fürstin Metternich, sehr geändert.

Die Fürstin Metternich, die heute in Wien das Szepter der Mode trägt und an Stelle der Fürstin Schwarzenberg die hohe Gesellschaft regiert, hat zur Zeit ihres Aufenthaltes am Hofe Napoleons III. mit den Rothschilds in Paris Freundschaft geschlossen. Als sie wieder in Oesterreich lebte, konnte sie nach französischer Sitte den Wiener Rothschilds nicht fremd bleiben; sie hat sie also empfangen. Die Frau des Barons Albert, die Tochter des Barons Alphons in Paris, ist übrigens eine viel zu reizende Frau, als daß sie, so wie die Pforten der großen Welt ihr geöffnet waren, nicht ihren Weg in derselben hätte machen müssen.

Haupt des Wiener Hauses ist Baron Nathaniel: Natti, wie er jetzt nach dortiger Mode unter den blaublütigen Herren genannt wird. Baron Nathaniel von Rothschild ist Junggeselle, und an seinen Empfangsabenden macht die Fürstin Metternich die Honneurs seiner Salons. Der Baron ist ein eifriger Bewunderer der Fürstin, welcher er große Dienste leistet; er war es, der letztes Jahr die herrlichen Soiréen organisierte, welche die Fürstin den „Wiener Kunstfreunden" hat geben wollen; diese Soiréen haben ihm nicht wenig Arbeit, Verdrießlichkeiten und Geld gekostet. Die Fürstin, stets geistreich, nennt ihren Freund, den Baron: „mein Hausjud".

Der junge Baron Albert von Rothschild ist sehr elegant, sehr weltlich gesinnt und hat eine sehr originelle Geistesrichtung; er ist der einzige Wiener Banquier, der in die Welt der hohen Aristokratie ganz und gar aufgenommen ist. Er ist gleichfalls ein Intimus der Fürstin Metternich, die ihm eine wahrhafte Zuneigung schenkt. Ein ebenso guter Jäger wie unerschrockner Reiter, ist er in allen Soiréen, bei allen Diners und auf allen Jagden anzutreffen. Wenn er sich mit seinem blonden Schnurrbart, seiner Nase à la Roxelane und dem auf der Mitte des Kopfes gescheitelten Haar präsentiert, dann hat man keine Ahnung davon, daß man eines der Häupter des berühmtesten Bankgeschäftes der Welt von sich sieht. Er hat eher das Aussehen eines Edelmannes, der an nichts denkt, als eines Spekulanten, der an alles denkt. Und doch entgeht ihm kein gutes Geschäft und versäumt er keine Gelegenheit, das kolossale Vermögen seiner Väter zu vermehren.

Das Rothschild'sche Geschäft ist in erster Linie das Bankhaus der österreichisch-ungarischen Regierung. Es übernimmt die großen Geldoperationen des Staates und Sie dürfen es glauben, wenn die Rothschild sich an einer derselben nicht beteiligen, so geschieht dies nur, weil sie sich eben nicht beteiligen wollen. Wenn Baron Albert von Rothschild ein gewiegter Banquier ist, so ist er nicht minder, ich will nicht sagen ein Mäcen, aber immerhin ein Freund schöner Sachen. Sein Kunstgeschmack ist sehr entwickelt, was bei den Wiener Finanzgrößen immer etwas Seltenes ist. Seine in den letzten Zeiten ausgeführten Ankäufe von Gemälden und andern Kunstgegenständen erforderten sehr beträchtliche Ausgaben. Er kauft jedoch als Kenner und wäre untröstlich darüber, wenn er einmal ein Gemälde über dessen Wert bezahlt hätte.

Das prachtvolle Hotel, das er sich in der Heugasse, ganz in der Nähe der Gärten des Fürsten Schwarzenberg hat erbauen lassen, ist eine der großen Sehenswürdigkeiten Wiens. Die Arbeiter wurden besonders aus Paris geholt, die es erbaut, geschmückt und gewissermaßen fertig ziseliert haben. Es ist eine Prachtwohnung von auserlesenem Geschmack und in welcher die junge Freifrau von Rothschild mit vollendeter Anmut die Honneurs zu machen versteht.

Frau von Rothschild hat vor den andern Frauen der Wiener Finanzmächte einen sehr großen Vorzug: sie ist eine Pariserin. Sie ist übrigens mehr als eine hübsche Frau, sie ist eine Fee; ihre verführerische Einfachheit, ihre Anmut sind unwiderstehlich.

Sie ist sehr energischen Charakters und nimmt gern Teil an den Geschäften ihres Mannes, sogar an Bankgeschäften. Sie richtet gern Fragen an die Dienerschaft und die Angestellten und ist in Alles eingeweiht, was im Hause vorgeht. Ihre Herzensgüte ist sprichwörtlich und ihr guter Humor unwandelbar. Bei Gelegenheit eines großen kostümierten Balls figurierte sie letztes Jahr unter dem Dutzend Damen der hohen Aristokratie, welche eine dem österreichischen Militär entlehnte Uniform trugen: weiße Taille, blauen Rock und Gewehr im Arm.

Der erste Direktor des Hauses Rothschild in Wien ist Herr von Goldschmied, ein sehr geistvoller Greis mit einem Faunenkopf, der schon seit einer Ewigkeit in dem Hause wirkt. Er hat den Baron Albert in der Wiege gekannt, hat ihn wachsen sehen und liebt ihn fanatisch. Wenn Sie ihm die Gelegenheit dazu geben, wird er Ihnen beteuern, daß der Baron der unvergleichlichste Gatte, Vater und Mensch ist.

Ich kenne nichts rührenderes als eine Erzählung des Herrn von Goldschmied über eine gute That des Barons Albert von Rothschild, über einen großen Beweis seiner hohen Intelligenz oder über eine Familienszene, in welcher er den Beweis von der Liebe des Barons für seine Frau und Kinder gefunden.

Die Familie des Barons von Sina genießt in Wien mit den Rothschild das Privilegium, zur Aristokratie zugelassen zu werden. Die Baronin Iphigenie Sina, geb. Ghika, ist vor einiger Zeit kurz nach ihrem Manne, dem Chef des Hauses, und ihrer ältesten Tochter, der Gemahlin des Fürsten Georg Maurokordato, gestorben. Das Vermögen der Sina (Diminutiv von Johannes) stammt vom Großvater des letzten Freiherrn Simon Sina her, der das Glück hatte, beim Tode des berühmten Ali Pascha von Janina die ihm von demselben anvertrauten Kapitalien aus dessen Residenz mit zu nehmen und sie mit großer Geschäftskunde fruchtbar anzulegen. Auch sein Sohn war ein bedeutender Finanzmann. Dem Enkel, Baron Sina, den ganz Wien kennt, ist es nicht gelungen, das große, von seinen Vätern erworbene Vermögen zusammenzuhalten. Seine Freigebigkeit gegenüber Griechenland trug ihm den Titel eines bevollmächtigten Ministers des Königreichs der Hellenen beim Kaiser von Oesterreich ein. Dieser diplomatischen Stellung verdankt es der Baron, daß die Salons der hohen Aristokratie ihm geöffnet wurden, die übrigens ihre starre Ausschließlichkeit angesichts eines luxuriös eingerichteten und gastlichen Hauses nicht immer aufrecht hält. Obgleich Gesandter, war der Baron an eine gewisse Zwanglosigkeit gewöhnt, welche wenig an diplomatische Formen erinnerte; die Baronin war mehr als er für den Umgang mit der großen Welt geeignet und ihre guten Manieren ergänzten mit Glück, was ihrem Manne abging; sie kehrte aber auch manchmal einen Stolz heraus, der nicht selten als ein Mangel an Wohlwollen ausgelegt wurde. Ich werde noch Gelegenheit haben, bezüglich der Wiener Gesellschaft mit Ihnen über die Töchter des Barons zu sprechen.

Herr Baron von Hirsch ist ebenso sehr Pariser wie Wiener. Er ist erfüllt von Widersprüchen, zugleich freigebig und knauserig, argwöhnisch und leichtgläubig. Er entfaltet einen geradezu phantastischen Luxus und kann dabei doch nur ein paar Kreuzer Trinkgeld auf einen Teller werfen, oder das geringe Geldstück, das er einem Kutscher schenkt, sorgfältig verbergen. Sein Haus ist königlich eingerichtet und sehr großen Herren versteht er sich dienstbar zu machen. Sein Stallmeister und Oberjägermeister ist Graf Pompejus Coronini, ein Mann aus sehr guter Familie, der aber Unglück gehabt hat. Er war der Held eines Justizskandals und das Opfer eines Vergiftungsversuchs; alle seine Verwandten kehrten ihm deshalb den Rücken und er geriet in ein solches Elend, daß wohlthätige Seelen sich seiner annahmen und ihm jene Stellung beim Baron Hirsch verschafften.

Herr von Hirsch trägt eine gewisse Eleganz zur Schau, seine Unterhaltung aber ist schwerfällig. Er bedient sich nämlich, sei es nun freiwillig oder unfreiwillig, niemals ganz genauer Ausdrücke. Sein Wörterbuch ist in dieser Beziehung sehr kurios. Es ist unmöglich, aus einer Unterhaltung mit ihm irgend etwas Bestimmtes über einen Gegenstand zu schöpfen. Wenn er aber doch zufällig irgend etwas Genaues formuliert, so zerstört sicher der darauf folgende Satz den Eindruck des ersten. Ein Geschäft als Ganzes faßt er nicht, er nimmt es niemals in der Form an, in welcher es ihm vorgetragen wird; um es zu fassen, muß er es vorher wie ein Gespinnst Faden um Faden zerlegen und es dann zu seinem Gebrauch wieder zusammensetzen.

Sein Objektiv ist stets die Türkei. In den letzten Kämpfen, die er dort um den Einfluß durchgefochten, hat er alles übertroffen, was jemals an Intriguen ersonnen worden ist. Geschrieben gäbe das eine sonderbare Geschichte für einen Diplomaten, denn Herr von Hirsch treibt die komplizierteste Politik von der Welt.

Ueber den Freiherrn von Calice kann er in Konstantinopel nicht nach allen seinen Wünschen verfügen. Er möchte daselbst den ihm persönlich ergebenen Grafen Rudolf von Khevenhüller sehen, der gegenwärtig in Belgrad ist.

Herr von Hirsch bemüht sich sehr um die Gesellschaft der hohen Aristokratie, nicht um sich deren gute Manieren anzueignen, denn er glaubt mit Arroganz weiter zu kommen, sondern um seinen Geschäften ein gewisses Relief zu geben und um eines Tages den Titel eines Herrenhaus-Mitglieds zu gewinnen, den unter seinen Glaubensgenossen nur der sehr geachtete Baron von Königswarter besitzt.

Wenn der Baron von Hirsch sein Ziel erreichte und Mitglied des Herrenhauses würde, so wäre das ein Beweis, daß die hervorragendsten Männer der Wiener Gesellschaft dem Zauber des Geldes nicht zu widerstehen vermögen und so würde das Wort des apokalyptischen Herrn von Schönerer eine Rechtfertigung erhalten: „Der Kaiser selber wird noch von dem schlechtesten der Söhne Israels besiegt werden!“

Der Baron von Hirsch ist durch seine Kombination das böse Verhängnis mehr als eines Menschen geworden. Er hat auch etwas Mephistophelisches an sich. Man kann sich ihn leicht in dem traditionellen „Mäntelchen von starrer Seide“ denken. Es heißt, der unglückliche österreichische Botschafter in Paris, Graf von Wimpffen, sei eines seiner Opfer gewesen. Ein anderes Opfer war ein prächtiger Ulanenhauptmann, Herr von Blaschke, dem der Baron Hirsch den Kopf verdrehte, indem er ihm eine glänzende Stellung als Inspektor der serbisch-türkischen Eisenbahn versprach. Der Offizier forderte seine Entlassung, um sich ganz seinem Protektor anzuschließen. Der Baron benützte seine Dienste, gab ihm aber keine Anstellung und nahm sein Wort zurück. Der Ex-Hauptmann erschoß sich in Venedig.

Eine der Freundinnen des Barons Hirsch, die man auch zur Finanzwelt zählen kann, ist Frau von Löwenthal.

Sie ist eine sonderbare Erscheinung und besonders interessant durch die Kunst, die sie aufgewendet hat, um sich eine hohe Stellung zu schaffen. Sie ist von Geburt eine polnische, gänzlich vermögenslose Gräfin und begann ihre Carriere als einfache Vorleserin bei der alten Gräfin Mniszek. Sie verstand es, diese so vollständig für sich

einzunehmen, daß sie deren Haus zu ihrem eigenen machte und darin als Herrin schaltete und waltete.

Eines Tages wurde eine Gräfin für den Sohn eines Banquiers vom jüngsten Adel gesucht; man wählte Fräulein Octavie. Die alte Gräfin Muiszek, die sie vergötterte, besorgte die Aussteuer.

Der Hauptmann von Löwenthal hatte sich über seine Lebensgefährtin nicht zu beklagen. Eine Freundin der Minister, war sie Weib genug, um aus Nichts für ihren Mann eine Stellung zu schaffen. So verdankt man ihr die Einrichtung der Militär-Attaché's, und Herr von Löwenthal war der erste, der daraus Nutzen zog und der Pariser Botschaft beigegeben wurde.

In Paris nahm Frau von Löwenthal sofort einen besonderen Platz in den Salons der österreichischen Botschaft ein. Ihre Schönheit und ihre fast unwiderstehliche Grazie, ihre Intelligenz, die bei weitem die gewöhnliche Intelligenz der Frauen überragte, sicherten ihr einen Vorrang, dessen sie sich stets bediente, um den politischen Persönlichkeiten in ihrer Umgebung Ratschläge zu erteilen, und machten aus ihr, was man bisweilen geringschätzig eine politische Frau nennt, deren man jedoch sich häufig genug bedient. (Schluß folgt).

Die lyrische Dichtung in der Schweiz von Haller bis auf die Gegenwart.

Von Johannes Hackert.

(Fortsetzung.)

Doch gemach! Keller ist guter Staatsbürger; auch sein Zorn kennt Grenzen. Trotz seiner martialischen Gebärden ist er noch lange kein Störenfried von Profession. Alle ehrlichen Meinungen hält er hoch, wie er die seinigen respektiert wissen möchte. Mit seinem Säbel rasselt er in der lobenswerten Absicht, die gute Gewohnheit nicht zu verlieren. Wer seine Waffen einrosten läßt, ist für das Parteileben verloren; zum Schutze des Rechtes und der Freiheit bedarf es eben fortdauernder Uebung. Jenem allgemein bekannten Flegel,

Der, als die Laus ihn biß ihn seinem Schopf,
Sich gegen solche Plackerei zu wehren,
Mit Ingrimm kratzte auf des Nachbars Kopf,

gleicht Keller allerdings nicht. Nur in einem Punkte versteht er keinen Spaß, das ist in Religionssachen. Er ist kein Zelot und scheint ganz Friedrichs des Großen Grundsatze hold zu huldigen, insofern nämlich als er behauptet, ein jeder könne nach seiner Façon selig werden. Eine gewaltige Stimme erhebt er gegen die abscheuliche Bekehrungswut, die alle Andersgläubigen unters Joch der einen wahren Religion — existiert die? — zwingen möchte. Man lese das Gedicht: Nachtfahrer (in frühern Ausgaben Nacht betitelt). Die Farben, mit denen der Künstler malt, sind zwar grell, allein unter den Tropen erscheinen alle Gegenstände in hellerem Licht.

Zuerst eine prächtige Beschreibung der Südseeinsel:

Es wiegt die Nacht mit sternbesäten Schwingen
Sich auf der Südsee blauen Wassergärten,
Daraus zurück, wie Silberblümchen, springen
Die Sterne, die in tiefer Flut verklärten.

Wie ein entschlummert Kind an Mutterbrüsten,
Ruht eine Insel selig in den Wogen:
So weich und weiß ist um die grünen Küsten
Die Brandung rings, ein Mutterarm, gezogen.

Die Insel schläft

Und schöne Menschen schlafen in den Büschen,
Wie Bildwerk in ein Blumentuch gewoben:
Was ein ermüdet Auge kann erfrischen,
Das hat ein Gott hier sorglich aufgehoben.

Und der stille, süße Frieden wird nun plötzlich unterbrochen.

Ein Blitz — ein Krach! — Die Meeresfläche zittert;
Braun wälzt der Rauch sich auf gekräuseltem Spiegel;
Ein Meeresdrache, der den Raub gewittert,
So naht es pfeilschnell mit gespreiztem Flügel!

Wach' auf, wach auf, du stiller Meeresgarten,
Gib deine Blüte hin für — Glaskorallen!
Sieh, deines rosig frischen Fleisches warten,
Du schönes Volk, Europas feine Krallen.

Nun rasseln die Anker, Flagge und Segel sinken. Beim fahlen Lichte der Schiffslaterne sieht man viel hundert Bleichgesichter lüstern nach dem friedlichen Eiland hinüberstaunen.

Zuvörderst aus des Schiffes schwarzen Wänden
Ragt, schwärzer, aus der giererfüllten Rotte
Der Christenpfaffe, schwingend in den Händen
Das blutige Kreuz mit dem gequälten Gotte.

Besonderer Erklärung bedürfen diese Strophen nicht!

Ohne den Dichter mit seinen „Fahrenden Schülern" zu identifizieren, die nur glauben, was sie sehen und mit ihren Sinnen greifen können, beweist Keller doch an verschiedenen Stellen, daß er es mit gewissen Dingen ziemlich leicht nimmt.

Er liebt es

. . . . „halb bewußt
Am offnen Abgrund hinzustreifen,
Und über ihm läßt er mit Lust
Das Aug' in's grundlos Blaue greifen."

Das ist nun einmal Gewissensache. Dergleichen Dinge legt sich jeder zurecht, wi er es am besten findet; Rechenschaft ist er darüber niemand schuldig. Wenn Keller dahe die Pilgerin, die zur Jungfrau wallfartet, mit barschen Worten zurückweist, weil er an den Gott, für den die Kugeln des Rosenkranzes rollen, nicht glauben kann, so machen wir ihm weder ein Verdienst noch einen Vorwurf daraus. Vielleicht ein Anfall böser Laune oder auch in einem Augenblick gedacht, da ihn das Menschenelend wie eine schwarze Erdspinne angekrabbelt! Keller ist eben auch nur ein sterblicher Mensch. Uebrigens enthüllen die meisten Gedichte Kellers ein tief religiöses Gefühl; der Atheist von Profession, „der nur vom Atheismus-Knochen lebt", ist ihm eine eingefleischte Blasphemie. Er glaubt an den „wahren Gott", der ihm sein Lieben huldvoll gutschreibt. Ob diesem Gott das Prädikat „wahr" gebührend zukommt, ist eine andere Frage, über die wir uns hier nicht auszusprechen haben.

Keller — wie wäre das auch anders möglich in der Schweiz, wo Alles, ausnahmslos Alles, in die Politik hinübergespielt wird, wo die Politik Familien entzweit, ihren Einfluß bis in Kirche und Schule geltend macht, die Kunst beherrscht, dem schnödesten Eigennutz zum Vorwand dient, wo die Politik das alles belebende Element geworden, weil sie von gemeinnützigen Fragen ganz abgewandt, sich nur mit elenden Persönlichkeiten beschäftigt — Keller, sagen wir, mußte mit seinem Pegasus auch durch die trostlose Sandwüste der Politik reiten. Staub giebts da zu schlucken. Das Portrait, das Keller vom Parteimanne entwirft und wohl gar auf ihn selbst anwendbar scheint, ist durchaus treffend:

Ich bin ein wilder Reiter.
Auch beißt und schlägt mein Gaul,
Ich bin ein grober Streiter
Und führ ein grobes Maul;
Und sind auch allerwegen
Mir rostig Schild und Degen —
Drein schlag ich drum nicht faul.

Natürlich teilen seine politischen Gedichte das Loos aller politischen Makulatur. Die bessere Hälfte ihres Interesses ist mit der Zeit verloren gegangen. Um zu vollständigem Verständnis derselben zu gelangen, bedarf es eines Kommentars. Kellers Jugendjahre fielen in die heiße Periode der vierziger Jahre. In der Schweiz rumorte es dazumal, wie überall in Europa. Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Prutz, Kinkel und Konsorten führten ein Monstrekonzert auf, nicht ohne Nutzen, aber furchtbar

unharmonisch. Keller blieb für die Reize dieser Musik nicht unempfindlich, denn gegen das Revolutionsfieber ist man im Alter von zwanzig und darüber nicht geimpft. Nur ist hervorzuheben, daß Keller bei seiner kernigen Gesinnung und der Richtigkeit seines Urteils die Sache herzhafter anpackt, als alle anderen Sänger der Opposition; so kommt es, daß er in seinen Gelegenheitsdichtungen oft mehr auf sozialem als auf politischem Standpunkt steht und sich nur ausnahmsweise bei einzelnen ephemeren Ereignissen der Tagesgeschichte aufhält. Bald schüttelt er den bösen Zauber ganz ab, und außer einigen Liedern zu eidgenössischen oder kantonalen Sänger-, Turner- und Schützenfesten oder zur Eröffnung anderer Feierlichkeiten, wie letzthin bei anlaß der schweizerischen Landesausstellung, bleibt Keller der politisch-vaterländischen Gelegenheitsdichtung ganz vom Leibe.

Anders verhält es sich mit seinen Vaterlandsliedern. Sie bedürfen keiner erklärenden Zugabe. „An mein Vaterland", „Heimweh!" zeichnet sich vor gleichnamigen Expektorationen anderer Sänger vorteilhaft aus, „Der alte Bettler", „Gegenüber", „In fernen Landen" und ganz besonders: „Der Waadtländer Schild", das schönste von allen.

Auf dem Mittelpfeiler der großen Brücke in Lausanne ist das waadtländer Wappen (mit der Devise: liberté et patrie) eingemeißelt.

Sieh! im regen Brückenwandel
Malet sich ein schönes Bild:
Liebend hebt ein kleines Mädchen
Ihren Bruder vor den Schild,
Lehrt ihn schreiben jene Worte
„Freiheit und das Vaterland!"
Und sie führt des Knäbleins Finger
Mit der wenig größern Hand.

Und sie lenkt den zarten Finger
An dem Erze auf und ab,
An den sonndurchglühten Zeichen,
Die das große Rom uns gab.

Ferdinand Floco, ein Opfer des Staatsstreiches, war Zeuge dieses Vorfalles gewesen. Die Worte, welche Keller dem Manne in den Mund legt, sind wunderschön.

„Welche Worte seh ich schreiben
Hier die Unschuld und das Glück!
Wehvoll wenden sie mein Sehnen,
Frankenland! zu dir zurück!
Was mir dort in Blut und Gräuel,
Im Verrat zusammen brach,
Lehret hier ein Kind das and're,
Singt der Vogel auf dem Dach!

„Ist denn euer Himmel blauer,
Schweizer! gold'ner euer Korn?
Sind denn laut'rer eure Brunnen,
Eure Rosen ohne Dorn?
Glück und Unschuld, ach, sie bauen
Wohl allein der Freiheit Reich!
Ob ihr schuldlos seid — nicht weiß ich's —
Doch gesegnet seh ich euch."

Aus dieser kleinen Probe wird man mit Genugthuung ersehen, daß sich Keller zu bescheiden weiß und nicht in jene widerwärtige Ueberschwänglichkeit verfällt, die bei patriotischen Liedern zur Mode geworden ist. Bescheidenheit thut immer gut, selbst wenn man von der Liebsten oder dem Vaterlande spricht.

In zwei längeren Gedichten „Lebendig begraben" und „Feueridylle" zeigt sich Keller auf dem Höhepunkt seines Talentes angelangt. Wir würden den Romanzenzyklus: „Der Apotheker von Chamounix" hinzurechnen, wenn Keller dabei nicht so ersichtlich unter dem Einflusse Heines stände, daß seine Originalität vor lauter Ironie und Sarkasmus verloren geht. Anders in „Lebendig begraben". Hier ist er ganz der alte Keller, der Schweizer, der Zürcher, mit seiner Ruhe, die aber kein Phlegma ist, mit seiner Kaltblütigkeit, die aber nicht von Fischblut herrührt, mit seiner alles durchdringenden Gedanken- und Geistes-

kraft, mit seiner Liebe für die Natur und folglich auch für das Wahre, unter welcher Gestalt es sich nur immer darbietet, mit seinem derben, urgemütlichen Witz, der echte, rechte Keller, so wie wir ihn aus dem grünen Heinrich, den Leuten von Seldwyla, aus den Zürcher Novellen und — last not least — aus seinen Gedichten, zumal den lyrischen kennen und lieben gelernt haben.

Lebendig begraben, der Titel gibt den Inhalt des Gedichtes erschöpfend an. Eine Art Totengräberidylle. Es handelt sich hier nicht, wie in Auerbachs Edelweiß oder in Louis Favres reizender Erzählung: „Trois mois sous la neige", um ein stein- oder lawinenverschüttetes Haus, Keller geht weiter, er führt uns zwei Ellen tief unter die Erde, tief genug, um von der Sonnenwärme nichts mehr zu verspüren und vom Menschentreiben nicht genug getrennt, um nicht den Pulsschlag des Lebens bis herunter zu uns zu vernehmen. Einer ist scheintot; begraben kommt er zum Bewußtsein. Abscheuliche Lage!

Da lieg' ich denn, ohnmächtiger Geselle,
Ins Loch geworfen, wie ein Straßenheld,
Ein lärmender, von der Empörung Welle;
Ein blinder Maulwurf im gewühlten Feld!

Das ist jetzt eine wunderliche Zeit!
Im dunkeln Grab kein Regen und kein Rühren,
Indeß der Geist als Holzwurm mag spazieren
Im Tannenholz — ist das die Ewigkeit?

Und spazieren geht er, der Geist nämlich. In lebhaften Farben malt sich der Unglückliche reizende Erinnerungen aus vergangenen Tagen vor, eine Beschäftigung, die man in gleicher Lage wohl entschuldigen darf. Lange dauert der Reiz indessen nicht. Die Lebensgeister erwachen, der gefangene Leib streckt und dehnt sich wie ein Samenkorn, das die harte Erdrinde aufbewahren will, und sein Herz sehnt sich empor, dem Halme gleich, der dem Licht entgegenstrebt.

Und nun kommt der schreckliche Moment, wo er mit der völligen Besinnung zugleich Gewißheit über sein Loos erlangt. Soll er rufen? Gegen die Wände seines Käfigs donnern?

Es hilft nichts, wenn ich zu Tod mich riefe!
Sie stopfen furchtsam ihre breiten Ohren
Vor jedem Ruf des Lebens aus der Tiefe!

Stoisch ergiebt er sich in sein Geschick. Sterben muß er, das weiß er, aber nicht wimmernd will er aus dem Leben gehen. Den Kampf mit dem Tode will er aufnehmen und durchführen, er will fest bleiben und sich selbst bewußt.

Halt ein, o Wahnsinn, denn noch bin ich Meister
Und bleib es bis zum letzten Odemzug!
So schaaret euch, ihr armen Lebensgeister,
Treu um das Banner, das ich ehrlich trug!

Von Erdenduldern ein verlorner Posten,
Will ich hier streiten an der Hölle Thor;
Den herbsten Kelch des Leidens will ich kosten,
Halt mir das Glas, o Seelentrost Humor!

Man kann gegen diesen Gleichmut, um nicht Gleichgültigkeit zu sagen, gegen diese Ergebung und Verachtung des Todes einwenden, was man will — und man hat es auch reichlich gethan, indem man Keller seinen Mangel an Glauben vorgeworfen und ihm ein Verbrechen daraus gemacht, Gott ganz außer Spiel gelassen zu haben — zugeben muß man doch, daß es der Dichter meisterhaft verstanden hat, sich in eine Situation hineinzudenken, die eines mächtigen Reizes gewiß nicht entbehrt. Mag man sich nun bescheiden an die Situation halten oder an den Wörtern klauben und in den Klagen des verscharrten Dulders eine negative Apotheose der Freiheit sehen, der Wert der Dichtung bleibt derselbe; wir begnügen uns, das Kunstwerk nach Kräften zu bewundern. Der Rest ist Gewissensache. (Schluß folgt.)

Korrespondenz der Redaktion.

Herrn Prof. S. in H. Die Besprechung des Weltrich'schen „Friedrich Schiller" erscheint ehestens. Die traurige Hepp-Geschichte glaubten wir in der „Gesellschaft" um so leichter übergehen zu können, als ja fast die gesamte Tagespresse sich bis zum Ueberdrusse damit beschäftigt und in ihrem Urteile im allgemeinen auch das Richtige getroffen hat. Hepp hat sich mit seiner Replik selbst den Strang um den Hals gelegt

Weltrich machte nur den Fehler, daß er sich in seinem Angriff zu nervös und persönlich zeigte. Wer so unbezweifelbar im Rechte ist, muß die Abfertigung mit kältester Sachlichkeit vollziehen. Aber das ist eine Temperamentsfrage, die sich von selbst erledigt. Nachdem Klarheit nach allen Seiten geschaffen schien, kommt jetzt Kürschners „Deutsche Schriftstellerzeitung" und braut neue Nebel zusammen. Der Boxberger'sche Artikel, so objektiv er sich mit der Kürschner'schen Einleitung geben will, erregt sofort den Verdacht jedes in die litterarischen und buchhändlerischen Verhältnisse tiefer Eingeweihten. Boxberger ist als Herausgeber einzelner Bände der Kürschner-Spemann'schen National-Litteratur den Gegnern des Cotta'schen Verlags persönlich verbunden, und daß er für das Spemann'sche Litteraturgeschäft auch eine Schillerbiographie schreiben wolle, verlautete schon längst. Boxberger ist in litterarischen Kreisen als Sammler geschätzt, aber auf die Helle und Schärfe seines Urteils gibt niemand viel. Er ist zu sehr in philologischem Pedantismus befangen. Seine Besprechung der Weltrich-Hepp-Affaire ist denn auch eine trübselige, konfuse Stilübung geworden. Boxberger will dem Prof. Weltrich einen logischen Schnitzer in der Beweisführung aufmutzen, während er sich selbst außer stande zeigt, den Zusammenhang eines Artikels im Kopfe zu behalten. Den Hinweis auf ein unrichtiges Datum Hepps brauchte bekanntlich Weltrich nur nebenbei, um das „gewissenhafte" Quellenstudium, mit welchem Hepp sich in der Vorrede seines Schillerbuches brüstet, an einem kleinen Beispiel zu beleuchten. Aber das mache einer diesen befangenen philologischen Konfusionsräten klar! Summa Summarum: wenn die Herren Kürschner und Boxberger mit dieser Leistung ihre litterarische Unparteilichkeit und Scharfsinnigkeit erweisen wollten, sind sie schön in den Sumpf geraten. Nun mögen sie das Münchhausen'sche Wunder nachahmen und sich am eigenen Schopfe wieder herausziehen — damit dem ernsten Streite das spaßhafte Nachspiel nicht fehle!

Fräulein Isabella. Nur ein wenig Geduld! In der nächsten Nummer werden Sie wieder ein Kapitel über das Münchener Theater finden, worin allerlei kritische Faselhanseleien gewisser Unzufriedener in das rechte Licht gerückt werden sollen. Dem „kleinen Ambos" dürfen Sie wegen seiner Feuerfurcht nicht gram sein. Uebrigens ist es weltbekannt, daß das Münchener Hoftheater auch durch seine Sicherheitsvorrichtungen den ersten Rang einnimmt. Der Mittelgang im Parket ist nicht ohne die allerschwersten finanziellen Opfer herzustellen. Zudem ist er bei der Höherlegung des Bodens, den zahlreichen drei en Ausgangsthüren, den doppelten Korridoren u. s. w. thatsächlich nicht notwendig. Die Entleerung unseres Hoftheaterparterres läßt sich mit einer Schnelle und Sicherheit bewirken, wie kaum anderswo. Also lassen Sie sich von dem humoristisch übertreibenden „kleinen Ambos" nicht bange machen!

Frau G. B. in S. Das Ergebnis einer früher von Münster aus veranstalteten Sammlung für ein Denkmal der westfälischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff war ausreichend zur Herstellung einer künstlerisch vollendeten Marmorbüste. Es besteht nun die Absicht, auch Westfalens großem Erzähler Levin Schücking in Münster ein Denkmal in Gestalt einer Marmorbüste zu beschaffen. Gewiß werden nicht nur die Bewohner der „roten Erde", von deren Sitten und Denken Schücking in die weitesten Kreisen Kunde getragen, sondern alle, die für dichterisches Schaffen dankbaren Sinn haben, gerne einen entsprechenden Beitrag leisten. Die Sendungen sind zu richten an den Schatzmeister des Komites, Herrn Dr. Bädeker, Chefredakteur der „Rheinisch-Westfälischen" Zeitung, in Essen a. d. Ruhr.

Zur Besprechung

sind bei der Redaktion eingegangen:

Waetzoldt, Stephan, Emanuel Geibel. **Festrede** am 2. März 1885 zu Hamburg. Hamburg, Otto Meißner Preis *M.* 1.—.

Römische Xenien. Herausgegeben von **Xanthippus.** Pergamenteinband. Leipzig, Otto Heinrichs. Preis *M.* 2.75.

A. v. Walden, Eine alte Geschichte. **Am Haidesee.** Zwei Erzählungen. Berlin, Oskar Parrisius. Preis *M.* 2.—

M. Arlitt, **Die Frau mit dem Bügeleisen** Roman. 4. Aufl. Leipzig, Unflad. Pr. *M.* 1.—.

Hans Hoffmann, **Unter blauem Himmel.** Novellen. Berlin, 1881. Gebrüder Pantel. Pr. *M.* 4.—.

Derselbe, **Der Hexenprediger** und andere Novellen. Berlin, 1883. Ebenda. Preis *M.* 4.—.

Derselbe, **Im Lande der Phäaken.** Novellen. Berlin, 1884. Ebenda. Preis *M.* 5.—.

Samosch Siegfried, **Machiavelli** als Komödiendichter und **Italienische Profile.** Minden, J. C. C. Bruns' Verlag. 1885. Preis *M.*?

A. Blumauer's **Sämtliche Werke.** Mit Nachlaß, Biographie, Portrait und 16 Bildern. Vollständig in 1 Lieferungen à 20 Kreuzer. Erster Band, Erste Lieferung. Wien, Moritz Stern.

Martin Bauer, **Unter Rosen.** Roman. Breslau, Schottländer. 1885. Preis *M.*?

Das Recht der Frau. Das Vermächtnis einer Unglücklichen an ihre Mitschwestern. Zürich, 1885. Verlagsmagazin. Preis *M.* 1.50.

August Specht, **Elsbeth oder die Rebellen von Altenstein.** Historisches Schauspiel in fünf Akten. Gotha, 1885. Stollberg'sche Verlagshandlung Preis *M.* 2.—.

Karl Henkell. **Poetisches Skizzenbuch.** Mit einem Vorwort von Heinrich Hart. Bruns Verl. Minden, Westf.

Dr. Paul Marsop. **Neudeutsche Kapellmeistermusik.** Eine zeitgemäße Betrachtung. Der Reinertrag ist für den Bayreuther Fond bestimmt. Berlin, Theodor Barth.

Hermann Breymann. **Französische Grammatik** für den Schulgebrauch. Erster Teil: Laut-, Buchstaben- und Wortlehre. München-Leipzig, R. Oldenbourg.

Maximilian Schmidt. **Die Fischerrosel von St Heinrich.** Lebensbild vom Starnberger See. Callwey, München.

Friedrich Röber, **Tristan und Isolde.** Tragödie. J. Bädecker, Iserlohn.

Antonie Herf, **Briefe einer jungen Frau aus Indien.** Karl Krabbe, Stuttgart.

Dr. Julius Lessing, **Was ist ein altes Kunstwerk wert?** Vortrag gehalten in der volkswirtschaftlichen Gesellschaft zu Berlin am 14. März 1885. Leonhard Simon, Berlin.

Wilhelm Arent, **Moderne Dichter-Charaktere.** Mit Einleitung von Hermann Conradi und Karl Henkell. Berlin Selbstverlag des Herausgebers.

Viktor Eremita. **Entweder — Oder.** Ein Lebensfragment. Erster Teil. Aus dem Dänischen von D. Al. Michelsen. Leipzig. Johannes Lehmann. *M.* 6.

Dr. E. Rautenberg. **Verbrennen und Begraben** bei unseren Vorfahren. Hamburg-Leipzig, Leopold Voß.

F. von Kapff-Essenther. **Moderne Helden.** Charakterbilder. Zwei Teile in einem Bande. Jena, Hermann Costenoble.

Dr. J. Rieks. **Heuchelei und Ketzerei der Ultramontanen.** Zürich. Verlagsmagazin.

Dr. med. Hegewald. **Vor dritthalbtausend Jahren.** Meiningen. K. Keyßner.

Moritz Müller. **Über „berechtigte Kerne".** Eine Denkanregung. Pforzheim, Delffs. *M.* 1.

Martin Plüddemann. **Die ersten Übungen** für die menschliche Singstimme. München, Schmidt. *M.* 1.

Adolf Hagen u. Erich Fels. **Wehr u. Waffen.** Leipzig, Otto Wigand. *M.* 1.

Friedrich Dieckmann. Antwort auf die Germanikus-Broschüre **„Die deutsche Studentenschaft und das deutsche Vaterland".** Erlangen, Deichert. *M.* —.50.

Hermann Breymann. **Wünsche und Hoffnungen,** betreffend das Studium der neueren Sprachen. München-Leipzig, R. Oldenbourg.

Hermann Kenner. **Moderne Erziehung.** Bernburg. J. Bacmeister. *M.* 1.80.

Tolstoi. **Anna Karenina.** Berlin, Wilhelmi.

Hans Herrig. **Der dicke König.** Berlin, Luckhardt. *M.* 4.

Hausegger. **Die Musik als Ausdruck.** Wien. C. Konegen.

Rudolf Tambour. **Gegen Karl Emil Franzos!** Wien, Selbstverlag.

Rudolf Tambour. **Blätter zur Hebung des Geschmacks.** Wien, Selbstverlag.

Rudolf Bergner. **In der Marmaros.** Ungarische Kulturbilder. München und Leipzig. G. Franz'scher Verlag (J. Roth). *M.* 4.50.

Albert Weiß. **Zeitlosen aus Heimat und Fremde.** Leipzig, Schneider.

Hans Guttzeit **Worin besteht unsere Unsterblichkeit?** Berlin, Th. Mrose. 0.80.

Hans Guttzeit. **Unsinn und Unmoral in biblischen Geschichten.** Berlin, Mrose. 0,60.

Paul Dehn. **Deutschland und Orient in ihren wirtschaftspolitischen Beziehungen.** München-Leipzig, G. Franz.

Paul Dehn. **Der moderne Reiseverkehr.** München, G. Franz.

Paul Dehn. **Deutschland und die Orientbahnen.** München, G. Franz.

Gegen den Strom. **Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft.** Wien, Karl Graeser.

Richard Weltrich. **Friedrich Schiller.** Geschichte seines Lebens und Charakteristik seines Lebens. 1. Lieferung Stuttgart, Cotta *M.* 4.

Karl Bleibtreu. **Der Nibelungen Not.** Eine Aventiure. Berlin, Auerbach.

Karl Bleibtreu. **Aus Norwegens Hochlanden, drei Novellen.** Berlin, Auerbach.

G. Steiger. **Elias Notvest.** Epische Dichtung. Zürich, Schröter. 2. Aufl. *M.* 3,50.

Wilhelm Arent. **Berliner Bunte Mappe.**

Ludwig Fuld. **Das jüdische Verbrechertum.** Leipzig, Theodor Huth.

D. Fränkel. **Finis Poloniae?** München. Selbstverlag.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Dr. Georg Conrad in München. — Druck von H. Kutzner in München.